Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 42 [i.e. 45] (1963)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern 1
Amtl.Fächer

1085

AZ Winterthur

Winterthur, 15. Februar 1963
42. Jahrgang Nr. 4/128

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite: Frauenarbeit gegen den Alkohol

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 20 Rp., Reklamen: 60 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Frauen und Zivilschutz — Fröhliche Tee- und Kaffeestunde — Der schwedische Hof modernisiert

Die Frau soll nicht schweigen in der Gemeinde

Am 1. Februar fand im Börsensaal in Zürich wieder eine Kundgebung für das Stimmrecht der Frau statt. Die folgenden Zeilen sind eine Zusammenfassung des Hauptreferates, das Prof. Dr. theol. A. Rich hielt.

Der Titel des Vortrages (s. oben) war wohl bewusst provozierend gewählt, denn eines der Anliegen des Referenten war es, sich gegen den weit verbreiteten Missbrauch der Bibel als einer Sammlung ewig gültiger Zitate zu wenden. Immer wieder macht man ja die Erfahrung, dass Menschen, die keinerlei Beziehung zur Bibel und ihrer Botschaft haben, sich plötzlich als Kenner zeigen, wenn es darum geht, einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Bibeltexte zur Stützung ihrer eigenen Position zu verwenden. Der zum Sprichwort gewordene Satz «Die Frau soll schweigen in der Gemeinde» (falsch zitiert nach 1. Kor. 14, 34) hat in ganz besonders hohem Masse dieses Schicksal erlitten. Demgegenüber betonte Prof. Rich, dass die Botschaft der Bibel, die in Jesus Christus ihre Mitte hat, «uns mit unseren frommen oder unfrommen Ideologien gerade nicht ins Recht, sondern ins Unrecht setzt». Sie enthält auch keine feste Lehre von Männer- oder Frauenrechten, sondern redet in immer neue geschichtliche Situationen hinein und muss in diesen immer neu gehört werden. Es handelt sich also um ein dynamisches Wort, das die Welt mit ihren Verhältnissen von innen her verändert.

Als diese Botschaft zum erstenmal geschah, traf sie auf ganz andere Verhältnisse als heute. Damals war die Ueberordnung des Mannes über die Frau eine Selbstverständlichkeit in der Gesellschaft. Es gab keine wirkliche Gemeinschaft zwischen Mann und Frau. Das wurde bei Jesus grundlegend anders. Er rief Männer und Frauen ohne Unterschied zur Nachfolge. Ebenso verhält es sich bei Paulus — trotz dessen schlechtem Ruf in diesen Fragen. Auch in seinen Briefen begegnen wir den tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit, aber diese werden verwandelt. So kann kein Zweifel daran bestehen, dass Frauen in urchristlicher Zeit geredet haben (vgl. 1. Kor. 11, 3 ff.), und wenn im 14. Kapitel desselben Briefes Frauen (und zwar die Ehefrauen christlicher Gemeindeglieder des damaligen Korinth) zum Schweigen ermahnt werden, dann darum, weil sie offensichtlich durch Zwischenfragen den Gottesdienst störten. Dass Paulus damit kein Redeverbot für alle Zeiten aufstellen wollte, ergibt sich aus dem ganzen Zusammenhang, denn im gleichen Kapitel werden die «Propheten» ganz allgemein ermannt, nicht ungeordnet zu reden.

Man kann sich nun mit Recht fragen, warum dieses Neue, das mit Jesus in die Welt kam, sich nicht hat halten können. Schon in den paulinischen Gemeinden haben sich wohl gewisse falsche «Emanzipationsbestrebungen» gezeigt, gegen die Paulus sich wendet. Darum ist ihm daran gelegen, dass die Frauen eine Kopfbedeckung tragen, darum sollen sie zu Hause ihre Männer fragen (1. Kor. 14, 35). Was kaum eine Generation später daraus geworden ist, kann man in 1. Tim. 2, 15, nachlesen. Dort findet man — in bezug auf die Frau — genau das, was auch sonst, abgesehen von der Botschaft Jesu Christi, in der damaligen Welt gesagt wurde — und was immer noch und immer weiter gesagt wird. Für Paulus aber war es ganz klar, dass nur in der Gegenseitigkeit der Beziehung von Mann und Frau (1. Kor. 11, 11 und 12), nur in der Mitmenschlichkeit beider Gott recht gedient wird.

Und heute? «Das Neue, das Jesus brachte, ist weder das Männer- noch das Frauenstimmrecht, sondern die Mitmenschlichkeit. Was bedeutet sie heute?» Heute leben wir in einer Gesellschaftsordnung, welche die Mündigkeit des Staatsbürgers erfordert und voraussetzt, Diese gab es zur Zeit des Neuen Testaments noch nicht. Heute, wo sie existiert, stellt sich die Frage: Ist es recht, dass die Frauen an dieser Mündigkeit keinen Anteil haben, dass sie in bezug auf die politischen Rechte den unmündigen Kindern gleichgestellt sind? Mit Paulus zu reden: ist es recht, dass der Mann in allen Bereichen des politischen Lebens ohne die Frau sein will? Hier ist ein klares Nein zu sagen. Von hier aus gesehen ist es mehr als nur bedauerlich, dass der Zürcher Kantonsrat in seiner Sitzung vom 28. Januar bei der Beratung des Verfassungsgesetzes die Beschränkung auf das kirchliche Frauenstimmrecht beschlossen hat, und ebenso sind alle taktischen Manöver, die das Frauenstimmrecht einmal mitnehmen und einmal fallenlassen, mehr als nur bedauerlich. Denn in den heutigen Verhältnissen «soll die Frau nicht schweigen in der Gemeinde». *(Zusammenfassung von Dr. M. Bührig)*

Der Fackelzug

Es war 22 Uhr, als die Frauen in die eiskalte Nacht hinauszogen, um sich mit Fackeln zu bewaffnen. Mit lodernden Fackeln traten sie den Protestmarsch an, der vom Fraumünster über die Brücke, dem Limmatufer entlang zur Rudolf-Brun-Brücke und dann hinauf zum «Lindenhof» führte. Nur wenige Passanten säumten den Weg. Hinter hochgestellten Mantelkragen blitzten erstaunte Blicke über den verwegenen Mut der Fackelträgerinnen, dem grimmigen Zugriff des Tyrannen Winter die Stirn zu bieten. Vereinzelte Bravorufe und spontanes Händeklatschen blieben diesmal aus. Kein Fenster öffnete sich. Seltsame Stille lag über der Stadt, sie schien eingefroren zu sein. Der zur Tradition gewordene Fackelzug bewegte sich lautlos durch die Strassen der Altstadt. Nur auf der kleinen Insel hoch über der Limmat war Leben. Gesang erklang. Vom Licht der Fackeln umstrahlt, empfing die berühmte, mutige Zürcherin Hedwig von Burghalden — vom steinernen Sockel auf sie niederschauend — ihre ebenso mutigen Schwestern, die für ihr zeitgemässes Recht kämpfenden Frauen Zürichs.

Die Fackeln wurden zu einem hellglühenden Feuerhaufen getürmt. Die ausströmende Wärme tat den Frierenden — es waren auch Männer dabei — gut. Würde der nächste Fackelzug eine Ovation des endlichen Sieges sein? Sollte das ersterbende Feuer ein Symbol sein für das Ende des Widerstandes aus feindlichen Reihen? *H. Forrer-Stapfer*

Die Tibeter in ihrer neuen Heimat

Anderthalb Jahre sind vergangen, seit das Charterflugzeug des IKRK die erste Gruppe tibetischer Flüchtlinge in die Schweiz brachte. Sie haben sich über alle Erwartungen gut eingelebt. In Waldstatt, in der Dépendance eines Hotels haben sie ihr neues Heim gefunden, elf Männer, drei Frauen und ein Tschüppeli Kinder. Die Kinder gehen in die Dorfschule, reden zum Teil schon Schweizerdeutsch, die Männer haben Arbeit als Maler, Schreiner oder Spengler gefunden und arbeiten so gut wie jeder Schweizer Arbeiter. Fast alle erhalten seit Sommer 1962 den normalen Arbeitslohn, und diese Löhne genügen vollauf für den Unterhalt und die sonstigen Auslagen der Gruppe. Die Frauen besorgen das Haus, weben, waschen, glätten, kochen und ziehen die Kinder auf. An Ostern wird die ganze Gruppe in ein von der Gemeinde Waldstatt mit grossem Mehr für sie erworbenes und zurzeit vom «Verein für tibetische Heimstätten in der Schweiz» um- und ausgebautes Bauernhaus einziehen. Weitere Gruppen von tibetischen Flüchtlingen sollen bei uns angesiedelt werden. Bereits sind Angebote auch von andern Gemeinden eingegangen. Die Zeit drängt. Sie drängt in mancher Hinsicht! Vor allem auch in bezug auf die Bereitstellung der notwendigen Geldmittel.

Postcheckkonto des Vereins für tibetische Heimstätten in der Schweiz VIII 47801 Zürich.

«Wenn Nima und Drolma aus der Schule kommen, bringen sie das Brot mit für die Hausgemeinschaft.» *Foto: Fred Meyer / Cliché NZZ*

Die Frauenorganisationen berichten

Ein Jahr Frauenzentrale Luzern

Die Frauenzentrale Luzern feierte kürzlich unter dem Präsidium von Frau A. Blaser-Egli ihr Erstjahrjubiläum. Vieles ist aufgebaut und seiner Verwirklichung entgegengeführt worden in diesem Jahr, anderes wartet noch seiner Erfüllung. Wichtig war, dass die unentgeltliche Rechtsauskunftstelle übernommen und ausgebaut werden konnte, sie nahm im Herbst 1962 ihre Tätigkeit auf und gab bereits 30 Gutscheine heraus. Auch die zweite Aufgabe, die sich die Frauenzentrale gestellt hatte, konnte verwirklicht werden: die Elternschulung. Im April wurde der Schuldirektion ein Gesuch um finanzielle Unterstützung gestellt, worauf schon fünf Tage später 5000 Franken eingingen, fast wie im Märchen. Es wurden Abend- und Nachmittagskurse mit Diskussions- und Fragestunden eingerichtet, die von total 162 Personen besucht wurden. Ein Vortragsabend in der Heilpädagogischen Hilfsschule führte spontan zur Gründung eines «Elternvereins geistesschwacher Kinder». Eine Arbeitstagung im Herbst über die «Möglichkeiten der Mitarbeit der Frau im Staat» und den Gewässerschutz, vier Sitzungen des Vorstandes und fünf des Arbeitsausschusses, die Zentraltagung in Neuenburg zeugen von der intensiven Arbeit der Frauenzentrale. Als neue Mitglieder konnten die Gruppe der weiblichen Mitglieder des Kaufmännischen Vereins, die Evangelische Frauenhilfe Luzern, der Gemeinnützige Frauenverein Meggen, der Konsumgenossenschaftliche Frauenverein Luzern und der Gemeinnützige Frauenverein Kriens aufgenommen werden. Das Arbeitsprogramm des kommenden Jahres enthält Elternschulung, Rechtsauskunftstelle, Finanzbeschaffung, Arbeitstagung und eine vermehrte Propagierung des Gedankens der Frauenzentrale.

Im zweiten Teil der ersten Jahresversammlung sprach Fräulein Els Fassbender, Sekretärin der Zürcher Frauenzentrale, aus ihrer grossen Erfahrung heraus über das Thema: «Möglichkeiten zur Belebung der Mit- und Zusammenarbeit in den Frauenvereinen». Sie vermittelte den aufmerksam mitgehenden Frauen ausgezeichnete Hinweise auf eine lebendige Gestaltung der Vereinstätigkeit, legte zuerst dar, inwiefern die Sozialarbeit in den vergangenen Jahren anders geworden ist, wie die Einzelfallhilfe immer mehr in den Vordergrund tritt, so dass schon auch das Lehrpensum der Sozialen Frauenschule in den üblichen zwei Jahren nicht mehr bewältigt werden kann. Immer mehr setzt sich die Auffassung durch, dass auch der hilflose und abhängige Mensch eine unantastbare Würde und Persönlichkeit hat, die mit in den Hilfsplan einbezogen werden müssen. Die Vereinsarbeit muss durch eine neue Sachlichkeit vervollkommnet, das Teamwork gefördert und eine grössere Weltoffenheit unterstützt werden. Zur praktischen Arbeit vermittelte die Referentin viele gute Tips, die von den Frauen freudig aufgegriffen wurden. RST

Verständnis für die Jugend

Die unter dem Vorsitz von Fräulein Wollschläger (Bern) stehende 43. Generalversammlung der Sektion Bern des Schweizerischen Frauengewerbe-Verbandes bot uns Gelegenheit, das packende, von grossem Verständnis für die Probleme der Jugend von heute zeugende Referat Direktor Grossenbachers (Gewerbeschule Bern) über die «Probleme des Jugendlichenalters» zu hören. Ausgehend von seinem Kreis, der ihm mit rund 7000 Schülerinnen und Schülern verschiedenster sozialer Schichten und Vorbildung eine grosse Spannweite bietet, verstand es der Sprechende mit seinen klugen, in leichtverständlichem Plauderton gehaltenen Betrachtungen in die Tiefe zu dringen und den Weg des Verstehens für die (vielleicht zu Unrecht) vielgeschmähte, moderne Jugend zu ebnen.

Schon der beschleunigte Rhythmus unserer Zeit mit den sensationellen Fortschritten auf wissenschaftlichem und technischem Gebiete genügt, um das Gleichgewicht der sich auf biologischer, soziologischer und geistiger Ebene abspielenden Entwicklung der

Frauen unserer Zeit

Eliane Lavarino — das erste weibliche Mitglied des Zentralvorstandes der Schweizer Presse

«Notieren Sie, dass Fräulein Lavarino für die Rechte der Journalisten von jeher eingetreten ist und dass die heutige Wahl die verdiente Ehrung unserer Genfer Kollegin bedeutet» versicherte uns anlässlich des Schweizerischen Pressetages in Basel ein welscher Kollege, nachdem Eliane Lavarino mit der grössten Stimmenzahl als erstes weibliches Mitglied des Vereins der Schweizer Presse in den Zentralvorstand gewählt wurde.

Wer ist diese Genferin?

Um diese Frage abzuklären, reisten wir zum Arbeitsort dieser Journalistin — der Redaktion der «Tribune de Genève». Seit einigen Jahren betreut sie hier die Frauenfragen, darf aber auch über Probleme sich äussern, die sonst der weiblichen Feder vorenthalten bleiben. Sie hatte das Glück, nach Russland, Israel, Afrika zu reisen, die Länder kennenzulernen und sich mit den Menschen zu unterhalten. Ihre Artikel zeichnen sich durch objektive Stellungnahmen aus, und sie wagt die Aufmerksamkeit der Leser auch auf jene Punkte zu lenken, die sonst geflissentlich übergangen werden.

Ihr grosses Anliegen gilt dem Schutz der Konsumentin, und sie wird nicht müde, in den Spalten ihrer Zeitung immer wieder die Forderung aufzustellen, dass die Lebensmittel nicht künstlich gefärbt sein sollten, dass die Fabrikanten von Woll- oder Wollgemischartikel diese nach aussen richtig angeben sollten, und was der vielen Dinge, die die Frau interessieren, mehr sind. Mademoiselle Lavarino ist zur Hilfe immer bereit. Klopft jemand an ihre Türe, um von ihr Rat zu erhalten, so wird sie nach besten Kräften ihm diesen geben. Mit Vehemenz hat sie sich seinerzeit für die Einführung des Frauenstimmrechtes eingesetzt. Es kann auch zu ihrem Verdienst gezählt werden, dass der Souverän es schliesslich nicht mehr verantworten konnte, eine negative Haltung zu dieser Frage in Genf einzunehmen.

Wir haben die Genfer Redaktorin über ihre Pläne im Zentralvorstand der Schweizer Presse befragt. Sie ist der Meinung, dass es nur von Vorteil sein könne, wenn einmal eine Frau die journalistischen Berufsprobleme an höchster Stelle mitdiskutieren kann, glaubt aber, dass diese Fragen für Männer wie für Frauen der journalistischen Sparte die gleichen seien. Obwohl die Freizeit dieser Redaktorin, neben der Berufsarbeit, recht kurz bemessen ist, nimmt sie sich doch immer wieder die Mühe, bei Frauengruppen über Journalismus zu sprechen. Sie findet es äusserst wichtig, dass die Oeffentlichkeit, und vor allem die Frau, am Geschehen im kleinen wie im grossen Kreis Anteil nimmt und dass der Leser weiss, was es bedeutet, an verantwortungsvollem Posten in einem Redaktionsstab zu stehen und an der Meinungsbildung von Tausenden mitzutragen. *Max Samuel*

Die MILCH läuft wieder einmal über. Die Produktion nimmt, abgesehen von vorübergehenden, witterungsbedingten Rückgängen, stetig zu.

WEIL wir zu viel Milch haben, darf deren Verkauf nicht freigegeben werden!

WEIL der Milchverkauf dem Milchhandel nicht genügend Ertrag abwirft, gelangte (lt. «Beobachter» v. 15. 12. 62) eine Milchgenossenschaft mit dem Gesuch an ihren Gemeinderat, im neu zu eröffnenden Milch- und Lebensmittelgeschäft auch alkoholische Getränke verkaufen zu dürfen. Der Gemeinderat leitete das Gesuch in empfehlendem Sinne an die kantonale Finanzdirektion weiter!

WEIL die Milchversorgung in Genf nicht klappt, musste eine Staatsrats-Delegation zum Bundesrat nach Bern reisen!

***Das sind einzelne Müsterli, welche der Konsument** nur kopfschüttelnd zur Kenntnis nehmen kann.*

Wir Frauen haben in der Regel weder Zeit noch Lust, uns mit spaltenlangen Artikeln auseinanderzusetzen, in denen man uns die jeweilige Lösung des Milchproblems schmackhaft machen möchte.

Verglichen mit dem Ausland sind wir Schweizer immer noch fleissige Milchtrinker, und die Nachfrage nach Joghurt, Konsumrahm, Eiscreme und anderen Spezialitäten zeigt steigende Tendenz. Der steigende Absatz der Spezialitäten gleicht denn auch den Rückgang von Konsummilch wieder aus.

Nicht richtig ist es aber u. E., etwaigen neuen Lösungen mit dem Hinweis aus dem Wege zu gehen, dass man im Ausland damit negative Erfahrungen gemacht habe. In Deutschland und Oesterreich, so stellen die Milchproduzenten fest, wo nach dem Kriege die Hauszustellung von Milch nicht mehr aufgenommen und der Verkauf freigegeben wurde, sei der Milchverbrauch eindeutig zurückgegangen. Dazu bemerkt das deutsche Bundeswirtschaftsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forstbau:

«Der Rückgang des Milchverbrauchs ist weniger eine Folge der Aufgabe des Zustelldienstes, als vielmehr in der wesentlichen Veränderung der Bevölkerungsstruktur und in der Konsumverlagerung zugunsten der Kondensmilch zu suchen.» (Für das Deutsch in diesem Satz ist die Redaktion nicht verantwortlich.)

Wer je in der deutschen Bundesrepublik und in Oesterreich reiste, weiss, dass er zu einem Kaffee nach Schweizerart nur kommt, wenn er ausdrücklich heisse Milch bestellt. Möglicherweise geht der Verbrauch an Haushaltmilch dort, wo er ohnehin geringer ist als bei uns, zurück, wenn die Hauszustellung eingestellt wird. Aber die primäre Ursache für den Rückgang scheint doch anderswo zu liegen.

Es besteht sicher wenig Gefahr, dass der Schweizer leichthin auf seinen traditionellen Morgen- und Abendkaffee verzichtet. Hingegen würde uns interessieren zu hören, ob die Milchverbrauchsstatistik die ausländischen Arbeitskräfte (10 und mehr Prozent) in ihre Rechnung miteinbezieht oder nicht. Dieser Teil der Bevölkerung hat ja ganz andere Essgewohnheiten und könnte damit die Statisitik negativ beeinflussen.

Hilde Custer-Oczeret

★

Was meinen unsere Leserinnen zur Frage: Freier Milchverkauf ja oder nein? Die Diskussion ist offen. Postkarte genügt.

KONSUMENTINNEN-FORUM

der deutschen Schweiz und des Kantons Tessin

Redaktion: Hilde Custer-Oczeret, Brauerstrasse 62, St. Gallen - 0
Telephon 071/24 48 89

TREFFPUNKT

für Konsumenten

Aus der schweizerischen Konsumenten-Bewegung

Ausser dem Konsumentinnen-Forum, das wir auf **dieser Seite vertreten, gibt es schon seit einigen Jahren** drei weitere Zusammenschlüsse, die wir unseren Leserinnen hier in Kürze vorstellen möchten:

1. **Die schweizerische Studiengruppe für Konsumentenfragen:**

Gegründet: 1952

Mitglieder: Es zeichnen als Verantwortliche 12 Persönlichkeiten, worunter drei Frauen (Frau Gerda Stocker-Meyer kennen unsere Leserinnen als Journalistin).

Finanzen: Die bescheidenen Mittel, welche vor allem für den Pressedienst benötigt werden, erhält die Studiengruppe von den verschiedensten Gönnern ohne Bindung und Verpflichtung.

Die Studiengruppe klärt Wirtschaftsprobleme unvoreingenommen ab, sie orientiert die Verbraucher und vertritt in Auseinandersetzungen deren Standpunkt durch Presseartikel, Eingaben an die Behörden und Interventionen bei Aemtern und Verbänden.

Vom Pressedienst der Studiengruppe machen rund 100 Zeitungen mehr oder weniger regelmässig Gebrauch.

Dagegen hat dieser Arbeitskreis, um seine Unabhängigkeit nach jeder Richtung zu wahren, ganz bewusst darauf verzichtet, von sich aus die Initiative zur Schaffung einer auf Mitgliederwerbung angewiesenen Konsumentenvereinigung zu ergreifen. Indes ist sie immer bereit, mit gleichgesinnten Organisationen zusammenzuarbeiten und ihnen ihre Erfahrungen und ihre Dokumentation zur Verfügung zu stellen.

In ihrem Zehnjahresbericht kommt die Studiengruppe für Konsumentenfragen zum Ergebnis, dass sich das Verständnis für den Verbraucher und seine Bedürfnisse bei Behörden, Verbänden, Industrie- und Handelsunternehmungen im letzten Dezennium deutlich vertieft habe. Man weiss heute allerseits, dass der Verbraucher nicht mehr so lammfromm und langmütig ist wie einst. Für die Zukunft stellt sich nach Auffassung der Studiengruppe unter anderem die dringende Aufgabe,

dem Käufer die weithin verlorene Marktübersicht wiederzugeben, was am besten und einfachsten mittels vergleichender Warentests erfolgen könnte.

2. **Aktionsgemeinschaft für Konsumentenschutz**

Geschäftsstelle Zürcher Frauenzentrale

Gegründet: 1954

Mitglieder:

Verband schweizerischer Angestelltenvereine der Maschinen- und Elektroindustrie und verwandter Industrien VSAM
Interessengemeinschaft der Hausverbände der chemischen Industrie Basel
Verband schweizerischer Hausfrauenvereine
Schweizer Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen
Frauenzentralen Zürich, Basel, Winterthur
Arbeitsgemeinschaft für Wirtschaftsfragen stadtluzernischer Frauenorganisationen
Gemeinnütziger Frauenverein Zürich

Die Aktionsgemeinschaft für Konsumentenschutz trat zum erstenmal am 7. Oktober 1954 zusammen, als sich verschiedene Männer- und Frauenorganisationen wegen der beunruhigenden Erhöhung der Fleischpreise zusammenfanden. Auch nachdem dieses Traktandum mit der Zeit in den Hintergrund trat, beschlossen die Verbände beisammenzubleiben und als Konsumentenorganisation wirtschaftsfragen gemeinsam zu diskutieren und öffentlich Stellung zu nehmen, wenn dies das Interesse der Konsumenten erforderte. Dies letztere geschah in Pressearti-keln, die an sämtliche grossen schweizerischen Tageszeitungen gesandt wurden, und in bisher 25 Eingaben an den Gesamtbundesrat, das Volkswirtschafts- und Finanzdepartement und die Fraktionen des Nationalrates. Ausserdem fanden Besprechungen mit Vertretern von Behörden und andern Organisationen statt. Hauptgegenstände der erwähnten Eingaben waren: die Vertretung der Konsumenten in eidgenössischen Kommissionen, die Interpretation des Landwirtschaftsgesetzes, vor allem Stellungnahme zu Aufschlägen auf Milch und Milchprodukten, zur Frage der Rationalisierung der Landwirtschaft, die Fleischpreise usw., die Teuerung usw.

Im Fachausschuss Fleisch ist die Aktionsgemeinschaft durch ein Mitglied vertreten.

Die letzte Eingabe an Herrn Bundesrat Schaffner wirft die Frage auf, ob nicht ein staatliches

Amt für Konsumentenfragen

geschaffen werden sollte, wie dies in anderen Ländern zum Teil schon verwirklicht worden ist. Alle Konsumenten-Organisationen, so heisst es in der Eingabe, haben nicht die Kraft und die nötigen Mittel, um die Aufklärung der Verbraucher und ihre Vertretung in Wirtschaft und Oeffentlichkeit im wünschbaren Ausmass zu besorgen.

Unter dem Titel: «Kampf der Teuerung» sprach am 7. November 1962 im Rahmen der Staatsbürgerlichen Vortrags- und Diskussionsreihe der Stadt Luzern Frau Dr. Hulda Autenrieth-Gander als Konsumentenvertreterin und Mitbegründerin der Aktionsgemeinschaft, neben Herrn Bundesrat Bovin und Herrn Ständerat Clavadetscher. Die vorstehend erwähnte Eingabe basiert auf den in Luzern dargelegten Gedanken.

3. **Aktionsgemeinschaft der Arbeitnehmer und Konsumenten**

Gegründet: 1955/56

Mitglieder:

Der Schweizerische Gewerkschaftsbund,
die Vereinigung schweizerischer Angestellten-Verbände,
der Föderativverband des Personals öffentlicher Verwaltungen und Betriebe,
der Verband schweizerischer Konsumvereine (VSK) seit 1956

Von den drei hier aufgeführten Konsumenten-Zusammenschlüssen ist diese Aktionsgemeinschaft diejenige mit der grössten Mitgliederzahl. Hauptanliegen ist die Bekämpfung der Teuerung: Preis- und Mietzinskontrolle, Milch- und Wurstpreiserhöhung, Zolltarif, Revision des Getreidegesetzes und das Frauenstimmrecht waren Themen, zu denen die Aktionsgemeinschaft Stellung bezog. Schon daraus ist ersichtlich, dass sich diese Organisation mehr als die anderen auch mit der politischen Seite der Wirtschaftsfragen befasst.

Der Pressedienst der Aktionsgemeinschaft geht jeweils an eine grössere Anzahl von Tageszeitungen. Er erscheint in deutscher und französischer Sprache. Darüber hinaus wird auch in Eingaben an die Bundesbehörden der Konsumentenstandpunkt vertreten.

*

Viel uneigennützige Arbeit wird hier zugunsten der Verbraucher geleistet. Wir danken den drei Organisationen für die uns freundlich überlassenen Unterlagen, ohne welche diese Orientierung für unsere Leserinnen nicht möglich gewesen wäre.

H. C.-O.

«DM» — immer beliebter

Unter diesem Titel veröffentlichte das österreichische Konsumenten-Organ «Konsument» im letzten Jahr eine Würdigung der deutschen Zeitschrift: DM — Deutsche Mark — Erste Zeitschrift mit Warentests. Es heisst darin u. a.:

«Ein Zeitschriftenverlag in Stuttgart hat vor gut zwei Jahren eine neue Konsumentenzeitschrift herausgebracht. In einer journalistisch äusserst attraktiven Art und Weise wird das Ergebnis von Warenprüfungen, die im Auftrage des Verlages von verschiedenen Prüfinstituten Deutschlands durchgeführt wurden, publiziert. Es wurden bereits die verschiedensten Testergebnisse, wie zum Beispiel über Kühlschränke, Photoapparate, Zigaretten, Heizlüfter, Anzüge, Strümpfe und dergleichen publiziert. Da mit grösster Schonungslosigkeit Produkte, die nach Meinung der Redaktion schlecht oder teuer sind, angeprangert werden, wurden die Herausgeber in zahlreiche Prozesse verwickelt.

... Die wirkungsvolle Publizität in der «D-Mark» und die Auseinandersetzungen mit verschiedenen Firmen haben dieser neuesten Konsumentenzeitschrift in der Oeffentlichkeit grössten Widerhall verschafft. Die Auflage der «D-Mark» ist innerhalb kürzester Zeit auf über 400 000 Exemplare gestiegen. Die Zeitschrift erscheint jetzt wöchentlich und hat mit ihrer sprunghaft wachsenden Auflage bewiesen, dass in der Verbraucherschaft ein echtes Bedürfnis nach objektiver Information besteht.

Nach einem Artikel aus Konsument (Oesterreich)

Die DM ist auch an schweizerischen Kiosken erhältlich und scheint auch hierzulande ziemlich gefragt zu sein. Preis: Fr. 1.20.

Abzahlungsgeschäfte

Fersehsendung am 25. Februar

Es sprechen: Der Vertreter einer Autofirma; der Vertreter einer Kreditbank; Dr. Walter Hubatka, Polizeichef, Zürich; Frau Dr. jur. Lotti Ruckstuhl, Wil.

Jugendlichen ins Wanken zu bringen. Dazu gesellt sich die Reizüberflutung, eine körperliche Frühreife bewirkend, mit der die geistig-seelische Entwicklung naturgemäss nicht Schritt zu halten vermag. So stellt der Lehrer und Erzieher heute allgemein eine Begabungsverlagerung fest: der ausgesprochen reaktionsschnelle, für die Technik begabte Schüler, dessen sprachliches Interesse in bedenklichem Masse abnimmt, zeigt sehr viel Wahrnehmung, aber wenig tiefes Erleben. Weitere Spannungen ergeben sich auf sozialer Ebene, fällt doch die körperliche Reife keineswegs mit der wirtschaftlichen Selbständigkeit zusammen. In diesen Jahren der Persönlichkeitsentfaltung sollte die Berufsschule durch allgemeinbildende Fächer Impulse geben; sie sollte nicht nur Nützlichkeitsschule, sondern auch Lebenshilfe sein, hat doch der in die Lehre Eintretende gleichsam von einem Tag auf den andern sich mit der oft brutal empfundenen Lebensrealität auseinanderzusetzen, und gerade hierin sollte er nicht sich selbst überlassen sein.

Ist die heutige Jugend «schlechter»? Sie ist weder «schlechter», noch «besser», sondern ganz einfach bedrohter, stellt Direktor Grossenbacher fest. Daher bedarf sie auch einer andern Führung; einer Führung, die ohne Zwang, aber auch ohne vorgetäuschte Kameradschaft die nötige Freiheit gewährt, um gegebenenfalls so einzuschreiten, dass der Jugendliche den Rat des Erwachsenen akzeptiert, akzeptieren kann, ohne dabei «sein Gesicht zu verlieren». Dies ist, wie bei den Chinesen, einer der neuralgischen Punkte der heutigen Heranwachsenden. Dazu gesellt sich das Beispiel der Erwachsenen, das seine Wirkung selten verfehlt.

Unsere Jugend ist auch heute noch intakt, stellte der Sprechende anhand seiner reichen Erfahrung fest. Lehrlinge, die sich für ein Gedicht von Hesse begeistern und über die daraus empfangenen Anregungen geschickt diskutieren, Lehrtöchter, die sich mit religiösen Fragen an ihren Gewerbeschullehrer wenden und ihm für die Möglichkeit einer Aussprache mit einem Geistlichen spontan zu danken wissen, sind keine Seltenheit.

Zum «Halbstarken-Problem» las Direktor Grossenbacher abschliessend das Gedicht eines deutschen «Halbstarken» vor, das mit erschütternder Klarheit den wunden Punkt aufzeigt: schwache, häufig zu sehr dem materiellen Erfolg verhaftete Eltern, die dem Jugendlichen nicht geben können, wonach er am meisten dürstet: ein Heim, in dem er Wurzeln schlagen kann, wahre Werte und eine starke, saubere Führung!

In meinen, teils beruflich bedingten Kontakten mit Jugendlichen habe ich immer wieder die Erfahrung gemacht, dass hier eine Generation heranwächst, die das Wahre sucht und auf falsche Zwischentöne sauer reagiert. Man gibt sich beispielsweise grosstädtisch, ist Graphiker oder Photograph, Jazz-Begeisterter im Nebenberuf, trägt einen dekorativen Intellektuellen-Bart, diskutiert gewandt über Kubismus und Surrealismus und ersehnt sich als Lebensgefährtin ein unkompliziertes, natürliches Mädchen vom Land, bar aller kosmetischer Verschönerungs-Tricks! (Mehrmals gehört!)

Vielleicht mausert sich hier eine Generation von «Halbstarken» zu jenen «Starken» durch, deren die Welt so dringend bedarf. Geben wir ihnen die Chance!

Elsa Rickenbacher

Wäsche trocknen leicht gemacht

In 3 Minuten: 10 kg Gross- oder Kleinwäsche bügeltrocken.
Enorm leistungsfähig: ganze Waschmaschinenfüllung auf einmal! Sogar Wollsachen und feinste Gewebe.
Ueberall aufstellbar. Stets zur Hand und leicht versorgt. Geräuschlos.
Diese zu Zehntausenden bewährte elektrische Wäschezentrifuge kostet nur **Fr. 186.–**

Verlangen Sie Gratisprospekt vom Fabrikanten:
Saturn AG, Urdorf ZH, Tel. 051/98 69 86

Wir Frauen und das neue Bundesgesetz über den Zivilschutz

(BSF) In der zukunftsfreudigen Neujahrsstimmung gaben sich wenige Leute Rechenschaft, dass das Bundesgesetz über den Zivilschutz am 1. Januar 1963 in Kraft getreten ist. Dabei handelt es sich um ein Gesetz, das uns alle angeht, ja wir können es als Garant der Lebenssicherung für uns und unsere Nächsten ansprechen. Jede Frau hat ein ursprüngliches Bedürfnis, für die Sicherheit ihrer Familie und der Menschen in ihrer Umgebung zu sorgen. Diesem Wunsch kann sie nachleben, wenn sie im Zivilschutz mitarbeitet. Für welchen Posten sie sich immer entschliesst, so wird sie in einem kurzen Kurs in ihre Aufgaben eingeführt, sei es als Gebäudechef, Blockwart oder als Betreuerin von Obdachlosen. Sie kennt ihre Funktionen im Moment einer Gefahr und hat gelernt, das Zweckmässige zu tun, und kann damit andern helfen. Bei einer Katastrophe gibt es nichts Trostloseres als planlose Handlungen, die nur zu negativen Ergebnissen führen.

Art. 37 des Gesetzes respektiert die Freiwilligkeit der Schutzdienstpflicht der Frauen: «Frauen sowie Töchter nach Vollendung des 16. Altersjahres können die Schutzdienstpflicht freiwillig übernehmen.» Das bedeutet für uns nicht einen Freipass für Beiseitestehen und ein Verharren in der Haltung: «Ohne mich.» Dieses neue Gesetz gibt uns eine einzigartige Chance, mitzuhelfen, unsere Bevölkerung zu schützen und lebenswichtige Güter zu erhalten. Unser Mittun bedeutet nicht nur Hilfe für die andern, sondern wir schützen uns auch selbst vor dem Gefühl der Unsicherheit und der Verzweiflung. Mit unsern Taten möchten wir den Männern zeigen, dass sie uns Vertrauen entgegenbringen dürfen. Unser Sinn für Verantwortung und unsere Liebe zum Vaterland sind keine leeren Worte.

Das Bundesamt für Zivilschutz wird dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement angegliedert. Der Zivilschutz hat keinen militärischen Charakter. Sein Ziel ist klar umschrieben: «Schutz der zivilen Bevölkerung.» In Art. 10 ist festgehalten, dass die Gemeinden die Hauptträger des Zivilschutzes sind. Der Art. 13, § 1, verpflichtet jeden Einzelnen zum Selbstschutz: «Jedermann ist zur Vorbereitung und Durchführung der vorgeschriebenen persönlichen Massnahmen verpflichtet. Darunter fallen insbesondere die Entrümpelung, die Verdunkelung und das Verhalten bei Alarm.»

Durch Art. 15 werden Gemeinden mit mehr als 1000 Einwohnern verpflichtet, örtliche Schutzorganisationen zu schaffen. In Art. 16 heisst es, dass nicht organisationspflichtige Gemeinden mindestens eine Kriegsfeuerwehr zu stellen haben. Sie können sich mit Zustimmung des Kantons freiwillig der Organisationspflicht unterstellen.

Da wir um die Gefahren wissen, die unser Land bedrohen können, erachten wir es als eine wichtige Aufgabe von uns Frauen, alle obligatorischen und freiwilligen Verteidigungsmassnahmen zu unterstützen. Wo gibt es bei uns Dörfer, die von grössern Zentren so weit abgelegen sind, dass sie nicht in die Lage kämen, Gruppen der eigenen Bevölkerung, die «verlegt» wurden — wie der Fachausdruck heisst — bei sich aufzunehmen und ihnen hilfreich beizustehen? Wo sind bei uns Dörfer, die sich nicht in der Gefahrenzone der atomisch-chemisch-biologischen Waffen befinden? Wo haben wir Dörfer, die keine lebenswichtigen und kulturell wertvollen Güter zu schützen haben? Wir kennen keine! Jede Katastrophe auf Schweizer Boden trifft uns alle.

Diese vielseitigen Existenzbedrohungen lassen aufhorchen. Wir Frauen fühlen uns aufgerufen, mit unsern Kräften und Mitteln mitzuhelfen, die Ziele des Bundesgesetzes zu verwirklichen:

Bei Schutz- und Rettungsmassnahmen, wie
Alarmierung
Verdunkelung
Brandschutz und Brandbekämpfung
Rettung von Sachen und Personen
Massnahmen gegen atomische, biologische und chemische Einwirkungen
Schutz gegen Ueberflutung
Verlegung von Bevölkerungsteilen
Erhaltung von Betrieben
Schutz lebenswichtiger und kulturell wertvoller Güter
Bei Betreuungsmassnahmen, wie
Hilfe für Verletzte, Gebrechliche und Kranke
Sorge für Obdachlose und Hilflose

Möge jede Frau diese neue Form der Lebenssicherung nach ihrem richtigen Gehalt einschätzen und, ohne zu zögern, mutig und guten Willens ihren persönlichen Beitrag leisten.

Presse

In die Redaktion der Wochenendausgabe «TA 7» des «Tages-Anzeigers» Zürich neu eingetreten ist die Journalistin Laure Wyss. Sie wird die Beilage «Leben heute» betreuen.

In die Lokalredaktion des «Badener Tagblattes» tritt Frau Agathe Meyer-Keller neu ein.

Preise, Auszeichnungen

Der Regierungspräsident des Kantons Zürich hat am 21. Dezember 1962 aus dem kantonalen Kredit zur Förderung der Literatur Ehrengaben im Gesamtbetrag von Fr. 22 000.— unter anderen an Selma Regula Gessner und Olga Meyer übergeben.

Folgende Basler Künstlerinnen erhielten Auszeichnungen in verschiedenen Wettbewerben des Staatlichen Kunstkredites für das Jahr 1962: Martha Braun (3. Preis für ein Wandbild), Maly Blumer (Mosaik), Irène Zurkinden, Maja Grieder, Valery Heussler (Wandteppich), Maly Blumer, Maja Grieder, Liesel Bohny, Yvonne Binz, Britta Gelpke, Hilde Mala-Reiwald, Gertrud Oettinger, Gertrud Steib (künstlerischer Wandschmuck).

Frau M. Chatterjee-Hartmann, Wettingen, bestand die eidgenössische Diplomprüfung für Korrespondenten.

Sonderseite zu Schweizer Frauenblatt — Freitag, 15. Februar 1963 — Nr. 4/128

Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 06 94

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen (World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

Nochmals zum Kongress in Delhi

Blitzlichter vom Kongress in Delhi sind uns in der letzten Nummer geboten worden. Es dünkt uns aber, dass wir abstinenten Frauen der Schweiz uns auf keinen Fall mit ein paar Blitzlichtern begnügen sollten; im Gegenteil, dass wir die nicht selbstverständliche Tatsache, dass wir mit zwei Delegierten an der Tagung vertreten waren, recht nutzen sollten, indem wir uns anhand der Berichte und schriftlichen Reports mit den behandelten Fragen vertraut zu machen suchen. Wir müssen unsere eigene Arbeit einmal im Rahmen der Arbeit des Weltbundes zu sehen suchen. Wir mögen dann wohl erfahren, wie bescheiden und klein unsere Arbeit ist, aber es kann auch geschehen, dass wir, wenn wir uns in die dort zur Diskussion gestellten Thematas vertiefen, mit Freude merken — hier sind wir den andern allen einen grossen Schritt voraus. Im folgenden seien einige der behandelten Themen herausgegriffen:

Indiens Wege zur Prohibition: Prohibition, das Wort, der Begriff, mit welchem die Gegner aller Alkoholbekämpfung triumphierend hinweisen, um zu zeigen, wie sinnlos, wie völlig falsch unsere Abstinenzarbeit sei. Indien aber versucht *seinen* Weg zu gehen. Ein Rapport des Prohibitionskongresses vom September 1961 ruft folgende Punkte in Erinnerung:

Mahatma Gandhi sagte: «Wenn ich nur während einer einzigen Stunde als Diktator Indiens handeln könnte, würde ich als erstes, ohne Rücksichten, allen Spirituosenhandel verbieten, alle Palmen, die zur Gewinnung des Palmweines dienen, zerstören, aber dafür sorgen, dass die Unternehmer ihren Arbeitern gesunde Getränke zur Verfügung halten.»

Der Premierminister äussert sich wie folgt: «Immer sollte das Wohl des Volkes den Ausschlag geben. Ich bin überzeugt, dass der Grossteil des Volkes über kurz oder lang, die Vorteile unserer Prohibitionsbestrebungen erkennen und unterstützen wird.»

Folgende Punkte wurden als grosse Hilfe für den Prohibitionsgedanken erachtet:

Die grosse Mehrheit des indischen Volkes lebt abstinent

Ueber 80 Prozent der Bevölkerung kennen den Alkohol als Getränk nicht. Die grossen Religionsgemeinschaften sind gegen den Alkohol. Die Spirituosen haben bei weitem nicht die Verbreitung wie in den westlichen Ländern. An vielen Orten ist Alkoholreklame verboten, oder es bestehen andere Einschränkungen. 80 Prozent der Bevölkerung lebt auf dem Lande, sie ist leichter zu beeinflussen und zu erziehen als die Menschen der Grosstädte. Die führenden Schichten sind eifrig bestrebt, das Land vorwärts zu bringen. Sie sind überzeugt, dass der Alkohol sie an der Erreichung ihres Zieles nicht hindern kann.

Ein Hauptproblem sehen die indischen Frauen in der Tatsache, dass in den westlichen Ländern bei aller und jeder Gelegenheit alkoholische Getränke serviert werden. Die jungen Inder, die sich zum Studium im Westen aufhalten, kommen dann mit dieser Unsitte zurück und glauben, damit dem «modern way of life» auch ihren Tribut zollen zu müssen.

Die Ergebnisse der beiden Staaten, Madras und Bombay, die trockengelegt sind, ermutigen, wie der Ausspruch des Ministers für soziale Wohlfahrt zeigt: *Das Verbot des Alkoholausschankes hat den Lebensstandard des Volkes in unserm Staat gehoben.*

Gesündere Trinksitten

«Ich möchte wünschen, dass die Höflichkeit einmal andere Gewohnheiten der Unterhaltung schaffen würde.»

(Shakespeare: Der Moor von Venedig. Sce. 111)

«Social Freedom movement.» Unter diesem Namen haben die Frauen Australiens eine Bewegung gestartet, deren Zweck sie ungefähr folgendermassen umschreiben: Die gesellschaftlichen Trinksitten sind mit den Erfordernissen einer technisierten Zeit in Einklang zu bringen. Das gesellschaftliche Leben ist in diesem Belange zu sehen, in erster Linie, mit der Rücksicht auf unsern Nächsten.

Wir erfahren von der Gründung dieser Gruppe während einer Universitäts-Party. Aufgabe: Fruchtsäfte dem Publikum bekannt zu machen, dafür zu sorgen, dass an Colleges und Hochschulen den Studierenden Gelegenheit geboten werde, die Verpflegung ohne Alkohol zu erhalten, die Frauen zu verpflichten, motorisierten Gästen Fruchtsäfte anzubieten, usw.

Wenn wir dieses lesen, so werden wir ein wenig stolz. Wir erinnern uns an unsere Pionierinnen, einer Susanna Orelli und ihrer Nachfolgerin, Marie Hirzel, und weisen hin auf die Arbeit des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften; Uni-Büffet, Poly-Büffet, Büffet im Zahntechnischen Institut, Selbstbedienungsrestaurants, Gymnasien, alkoholfreie Bewirtung in den Badeanstalten — alles Errungenschaften, die wir als selbstverständlich hinnehmen — und wie würden wir darum beneidet!!!

Else Züblin-Spiller, die Soldatenstuben, die ganze Riesenaufgabe der Verpflegung in den Betriebskantinen! Wirklich, wenn der Bericht über diese Bewegung mit einem Wort von Ed. Burke schliesst: «Die Völker werden nicht durch die Gesetze regiert, sondern durch ihre Sitten und ihr gewohnheitsmässiges Denken», werden wir Schweizerinnen dem auch beipflichten, aber auch mit grossem Dank festhalten dürfen: Auch Sitten und Gewohnheiten ändern sich.

Es mag uns seltsam anmuten, wenn der Bericht «Saner drinking customs», der auf uns so vertraute Fragen eingeht wie: Fruchtsäfte, wann und wo? Gastgeberin heute; abschliesst mit dem dringlichen Hinweis, auf das, was die Frauen letztlich zu ihrem Tun veranlasst. Es sind nicht praktische und Nützlichkeitserwägungen. Die Initiantin der Bewegung schliesst ihren Appell mit folgenden Worten:

Die beste Regel in jeder Diskussion darüber, ob es für den Christen richtig sei, alkoholische Getränke anzubieten oder selber zu geniessen, ist, sie im Lichte der Lehre von Jesus Christus zu beurteilen. Jesus brachte nicht Regeln und Gesetze für alle Zeiten und Gelegenheiten, er gab aber Richtlinien und verweist seine Anhänger auf ihr eigenes Urteil. Darum können auch wir uns in diesen Fragen an seine goldene Regel halten, «liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst». (Markus 12. 28—32).

JVM.

Bessere Fruchtsäfte, ein Resultat der Aromaforschung

Die Entwicklung schreitet auch auf dem Gebiet der Herstellung von Fruchtsäften ständig vorwärts. Ihre Hauptziele sind die Verbesserung der Qualität und Rationalisierung der Betriebe.

Neue Ergebnisse der Aromaforschung haben es den schweiz. Obstverwertungsbetrieben vor kurzem ermöglicht, die Qualität ihrer Fruchtsäfte deutlich zu verbessern. Streng genommen handelt es sich um eine bessere Erhaltung der ursprünglichen, natürlichen Eigenschaften eines Saftes. Aufmerksamen Konsumenten ist dies wahrscheinlich aufgefallen. Am Beispiel des Apfelsaftes (Süssmostes) soll versucht werden, auf die praktischen Ergebnisse der Aromaforschung hinzuweisen.

Etwas summarisch betrachtet versteht man unter dem Aroma eines Fruchtsaftes alle jene flüchtigen Substanzen, welche wir «riechen», also mit der Nase feststellen können. Wir «riechen» das Aroma eines Apfels oder den Duft einer Rose. Beim Genuss eines Fruchtsaftes sind die Verhältnisse noch etwas komplexer. In der warmen Mundhöhle verdampfen zahlreiche leichtflüchtige Substanzen und verursachen damit eine «Geruchsempfindung» in der vom Rachen aus zugänglichen hintern Nasenregion. Die Gesamtheit dieser komplexen Wahrnehmung flüchtiger Substanzen vermittelt uns den Eindruck «Apfel», «Birne», «Erdbeere» usw. Mit diesen sympathischen flüchtigen Stoffen nun befasst sich die Aromaforschung. Nach dem bekannten Grundsatz «keine Wirkung ohne Ursache» sucht sie nach der Natur jener chemischen Stoffe, die scheinbar in stärkster Verdünnung noch so charakteristische Sinneseindrücke zu erwecken vermögen.

Mit völlig neuartigen, für den Laien unvorstellbar empfindlichen Instrumenten sucht man

das bunte Mosaik eines Fruchtaromas

zu ergründen. Letzte Ergebnisse zeigen, dass sich ein solches in weit über hundert einzelne chemische Komponenten, man ist versucht zu sagen «Geruchsnoten», aufteilen lässt. Die Forscher sind nun damit beschäftigt, die Bedeutung der einzelnen «Noten» oder «Akkorde» in der gesamten «Geruchssymphonie» des Fruchtaromas zu identifizieren. Diese trockene Wissenschaft wird den Leser wohl weniger interessieren als ein paar praktische Ergebnisse der Aromaforschung aus den letzten Jahren.

Da ist zunächst die erstaunliche Tatsache, dass das typische Apfelaroma, d. h. die Gesamtheit der leichtflüchtigen Substanzen durchschnittlich kaum 50 Tausendstelgramme pro Liter Apelsaft, also nur etwa 5 Milligramm pro Glas ausmachen. Seine wirklich wichtigen, charakteristischen Komponenten, welche uns den Eindruck «Apfelsaft» vermitteln, sind sogar nur in der Grössenordnung von Millionstelgrammen vorhanden.

Eine weitere Erkenntnis der letzten Jahre ist es, dass die Aromabestandteile mit den übrigen Komponenten eines Saftes (z. B. mit den Fruchtsäuren) chemisch reagieren und sich im Verlaufe von einigen Wochen und Monaten «abbauen». Mit andern Worten wird das ursprünglich feine Fruchtaroma während der Lagerung langsam zerstört. Der Fachmann spricht von einer «Alterung». Es wurde sogar festgestellt, unter welchen Bedingungen dieser Alterungsprozess beschleunigt oder verzögert wird.

Die Forschung vermochte daraufhin praktische Wege zu zeigen, wie sich auf einfache Weise

das Fruchtaroma durch Destillation aus einem Safte abtrennen

lässt. Heute sind unsere fortschrittlichsten Betriebe mit modernen Aromagewinnungsanlagen ausgerüstet.

Als einigermassen überraschendes Ergebnis stellte sich ferner heraus, dass die einmal vom Safte abgetrennten und etwa 200fach konzentrierten Aromastoffe während der Kühllagerung in Glasgefässen lange Zeit ihre charakteristischen Eigenschaften behalten. Die Praxis lagert darum heute Saft und Aroma getrennt und vereinigt die beiden Komponenten erst unmittelbar vor der Flaschenabfüllung wieder. Damit wird es möglich, die ursprüngliche Frische der Säfte in verblüffender Weise bis zum Konsum zu erhalten.

Die Aromaforschung hat bewiesen, dass ein gewichtsmässig völlig unbedeutender Anteil des Apfelsaftes (oder andern Fruchtsaftes) für den Genuss, das «Erlebnis» des Konsumenten von entscheidender Bedeutung ist. Dadurch, dass sie die technischen Mittel und Wege entwickelte, diesen Anteil vom Ganzen zu trennen und ihn so der raschen Alterung und dem Abbau zu entziehen, hat sie der Praxis und dem Konsumenten einen bedeutenden Dienst erwiesen.

Mit der genauen Erforschung der einzelnen Komponenten liefert die Aromaforschung auch der Medizin und der Sinnesphysiologie äusserst wertvolle Erkenntnisse, indem sie beweist, welche chemischen Stoffe, unter Umständen in unvorstellbar geringer Konzentration, charakteristische Sinneseindrücke vermitteln und damit für den Käufer eines Produktes von entscheidender Bedeutung sein können. So liefert die Aromaforschung einerseits die Grundlagen zur technischen Weiterentwicklung der Fruchtsaft-Industrie, andererseits aber auch für die bessere Kenntnis der menschlichen Sinnesleistungen und Psychologie.

Diese relativ neuen und geradezu aufregenden Erkenntnisse über

die grosse Wirkung unvorstellbar kleiner Substanzmengen

auf unseren Geruchssinn sind aus der Fruchtsaftforschung herausgewachsen. Natürlich wird heute auch auf zahlreichen andern Gebieten der Nahrungs- und Genussmittel-Industrie Aromaforschung betrieben (z. B. Kaffee und Suppenkonserven). Erwähnt sei insbesondere auch die Industrie synthetischer Riechstoffe. Ihr geht es nicht allein darum, die charakteristischen Aromabestandteile der Nahrungs- und Genussmittel zu erkennen. Sie trachtet darnach, charakteristische Komponenten durch Synthese in grösserem Masstabe billig herzustellen und zur «Aromaverstärkung» verschiedenster Produkte auf den Markt zu bringen. Trotz eingehender chemischer Kenntnisse zahlreicher natürlicher Fruchtaromen ist es bis heute nicht gelungen, ein solches auch nur einigermassen künstlich nachzuahmen. Daraus ergibt sich, dass es dem Chemiker immer noch leicht möglich ist, ein künstliches oder künstlich «verstärktes» Aroma von einem natürlichen zu unterscheiden und damit Fälschungen nachzuweisen. Für den Konsumenten wie für den Lebensmittelchemiker ist dies eine beruhigende Tatsache.

Dr. H. Lüthi

Amsterdam betreut seine Alkoholiker

Amsterdam überlässt seine Alkoholiker nicht einfach ihrem — oft traurigen — Schicksal. Die Stadt unterhält ein «Büro für ärztliche Konsultationen für Alkoholiker». Dieses beschäftigt zur Zeit vollamtlich acht Sozialarbeiter, nebst drei Büroangestellten; dazu kommen sechs Aerzte (innere Medizin und Psychiatrie), die nebenamtlich angestellt sind. Im abgelaufenen Jahr wurden 1974 alkoholkranke Personen behandelt. Das Büro arbeitet besonders mit der Verekelungskur (Antabus). Solche Büros gibt es in Holland in 17 Städten, zum Teil mit Sprechstunden in den umliegenden grösseren Ortschaften.

Seit einem Jahr ist dem Büro in Amsterdam eine kleine Klinik mit einem Dutzend Betten, einem freundlichen gemeinsamen Aufenthaltsraum und einem kleinen Atelier im Erdgeschoss angegliedert; sie ermöglicht, gewisse Alkoholkranke während 10 bis 14 Tagen intensiv zu behandeln. Die Klinik verfügt über drei Krankenpfleger, von denen einer auf Arbeitstherapie, ein zweiter auf Gymnastik und Freizeitbeschäftigung, ein dritter auf kulturelle Betätigungen spezialisiert ist. Das Ziel der Behandlung besteht in der Wiedereingliederung des Patienten in Familie und Arbeitsprozess.

SAS

Zur Verbilligungsaktion für Kanada-Reinetten und Boskoop

Die Ernte an Tafeläpfeln im vergangenen Herbst erreichte total 12 000 Wagen zu je 10 Tonnen und damit wesentlich mehr, als abgesetzt werden konnte. Noch liegen grosse Quantitäten hochwertigen Obstes auf Lager. Um deren Absatz zu erleichtern, hat der Bundesrat beschlossen, die Abgabepreise für Walliser Kanada-Reinetten der Qualitätsklasse I und II und für inländische Boskoop zu verbilligen.

In der ganzen Schweiz, selbst in abgelegensten Berggemeinden, sind während der mehrere Wochen dauernden Verbilligungsaktion die nachstehenden Konsumentenpreise gültig:

Für Kanada-Reinetten (ab 16. 1. 63) je 5 kg netto, abgefüllt in Gratis-Tragtaschen Fr. 3.25 (1. Qual.) und Fr. 2.50 (2. Qual.); kiloweise per Kilo netto 65 Rappen bzw. 50 Rappen.

Für Boskoop (ab 26. 1. 63) je 5 kg netto, abgefüllt in Gratis-Tragtaschen Fr. 3.—; kiloweise per Kilo 60 Rappen.

Diese, für die Konsumenten erfreuliche Aktion sollte nun aber auch richtig ausgewertet werden. Beide Apfelsorten haben hohe Qualitäten und können vielseitig verwendet werden.

Harry Schrämli, der bestbekannte Autor auf dem kulinarisch-gastronomischen Gebiet, schrieb schon vor einigen Jahren in einem reizvollen Rezeptbüchlein, dass die Kanada-Reinette als eine Art Königin unter ihresgleichen etwas für Feinschmecker sei, von alters her dafür bekannt, dass sie sich hervorragend zur kulinarischen Verwertung eigne. Da das Aroma dieses berggereiften Apfels nicht zu übertreffen ist und da er sich auch in gekochter Form vortrefflich präsentiert, kommt er der modernen Anrichtekunst in jeder Beziehung entgegen.

Jedes Land hat seine besonderen Apfelspezialitäten, Oesterreich seinen «Apfelstrudel», Deutschland den Apfelkuchen, Frankreich die delikate «Charlotte», Amerika seinen beliebten «Apple-Pie», wir Schweizer haben unsere Apfelwähe und die Apfelküchlein, aber auch das zarte Apfelmus (als leckeren Dessert verwendet: mit geschlagenem Rahm überdeckt und mit trockenen Biskuits besteckt.) Indessen gibt es auch zahlreiche Apfelrezepte für die anspruchsvolle Küche, von denen die drei nachstehenden als Anregung dienen sollen.

Reinette belle Canadienne: Man sucht sich gleichmässig grosse Kanada-Reinetten mit fleckenloser Schale aus und schneidet den Deckel davon ab. Die Aepfel selbst höhlt man möglichst dünn aus und bereitet vom Inhalt einen gut gezuckerten und vanillisierten Brei. Wenn dieser vollständig erkaltet ist, zieht man eine Mischung von Schlagrahm und Makronenstückchen darunter. Diese Komposition gefriert man und füllt sie hernach in die marinierten Aepfel. Auf die Füllung spritzt man noch etwas Schlagrahm, steckt einige grüne Zuckerspänchen hinein und legt den Deckel sorgsam drauf.

Reinette à la petite Jeanne: Man belegt eine flache Kristallschale mit einem dünnen Biskuitboden und übergiesst diesen mit Mandelmilch. Schön zugeschnittene, geschälte, halbierte, sorgfältig gekochte Aepfel werden auf entsprechend grosse Schokoladeblättchen gelegt und hübsch auf der Platte angerichtet. Die Mitte der Früchte wird mit kandierten Früchten oder Kirschenkompott belegt.

Boskoopsalat, ungarisch: 6 Boskoop schälen, in feine Scheibchen schneiden oder raffeln und mit etwas Zitronensaft beträufeln. 100 g gekochten Schinken und ebensoviel Salamiwurst oder Rauchfleischresten ebenfalls in kleine Blättchen schneiden und unter die Aepfel mischen. In kleiner Schüssel 1/2 feingehackte Zwiebel mit Salz, Pfeffer, einer Prise Zucker, Senf, Essig, Oel und etwas Rahm verrühren. Fleisch und Aepfel damit anmachen. Den Salat zuerst eine Weile ziehen lassen, dann auf knusprig frischen Salatblättern anrichten.

Berichtigung

Wir bitten unsere Leserinnen, von folgender Berichtigung Kenntnis zu nehmen, und bitten sehr, unser Versehen zu entschuldigen. Im Bericht über die Arbeitstagung wurde von der Referentin Schwester Martha Meier als von der Direktorin der «Rotkreuz-Fortbildungsschule» gesprochen. Schwester Martha Meier ist jedoch vollamtliche Lehrerin an diesem Institut, während Schwester Noémi Bourcart Direktorin dieser Schule ist.

JVM

Was ich am tiefsten verabscheue, das ist die traurige Rolle des Zuschauers, der unbeteiligt tut oder ist. Man soll nie zuschauen. Man soll Zeuge sein, mittun und Verantwortung tragen. Der Mensch ohne mittuende Verantwortung zählt nicht.

Antoine de St-Exupéry

★

Fritz Lauterburg VDM, alt Vorsteher, stellt dieses aufrüttelnde Wort seinem Bericht:

«50 Jahre Zürcher Fürsorgestelle für Alkoholgefährdete»

voran. Wir werden noch öfters Gelegenheit haben, aus dieser Arbeit zu schöpfen, die ein Zeugnis dafür ist, was alles an Hilfe und Heilung geschieht, wenn man nicht bloss zuschaut, sondern zupackt.

Wir trinken Tee und auch Kaffee

Photo: André Melchior

Sie trinken Tee

Das kaiserliche Getränk der Chinesen

Die Sage erzählt: Um 2700 v. Chr. stand eines Morgens der Kaiser Schen-Nung am Fenster seines Pavillons und trank eine Schale heissen Wassers. Da fielen von einem wilden Strauch, der dicht neben dem Fenster wuchs, einige Blätter ins Wasser, die es gelb färbten und ihm einen Wohlgeruch verliehen. Seitdem liess sich Majestät täglich seinen Aufguss aus Tschai-yl (grünes Blatt) servieren. Tschai ist heute noch der Name für Tee in Griechenland und Russland. Im modernen Chinesischen aber heisst Tee Tscha.
Zu dieser Zeit ungefähr wurden in Aegypten die ersten Pyramiden gebaut. Unsere Ahnen waren rauhe Steinzeitleute, die Bären jagten; doch der Kaiser von China trank Tee. Damit sein Getränk tadellos bleibe, durfte der kaiserliche Tee nur von Minderjährigen mit behandschuhten Händen gepflückt werden; denn der Kontakt mit der Hand könne das Blatt erhitzen, fürchtete man.
Die Jahrtausende vergingen, und die Chinesen machten, je nach ihren Finanzen, einen dicken Teesud, dem sie Gewürze, Ingwer, Salz, Orangenschalen, Reis, Milch und (warum eigentlich nicht?) Zwiebeln, zusetzten. Das war dann ein nahrhafter Tee. Die Tibetaner bereichern ihren Tee heute noch mit Butter und Salz.
Aber im achten Jahrhundert fand ein Herr Lu-Yüh, dass der Tee am besten gebrüht werde. Sein Rezept: man beobachte das Sieden des Wassers. Beim ersten Grad, wenn die Blasen wie Fischaugen auf dem Wasser erscheinen, gibt man eine Prise Salz hinein; beim zweiten Grad, wenn die Blasen wie Kristallperlen im Brunnen rinnen, kommt der Tee dazu, der, in der Zwischenzeit vor dem Herde geröstet, weich «wie ein Kinderarm», zwischen zwei Stükken Papier verrieben worden ist; beim dritten Grad, wenn sich die Wogen im Kessel aufbäumen, erneuert ein Löffel kalten Wassers die Jugend des Tees.

Das zeremonielle Getränk der Japaner

Cha-No-Yu, die japanische Teezeremonie, ist der höchste Ausdruck japanischer kultivierter Lebensart. Zu einem Cha-No-Yu geladen zu werden, ist eine hohe Ehre, Cha-No-Yu auszuüben, eine zeremonielle Kunst.
So beschreibt der grösste Teemeister aller Zeiten, Rikyus, die feierliche Teestunde: Wenn irgend möglich sollte der Gastgeber in seinem Garten ein eigentliches Teehäuschen besitzen, das ausschliesslich zur Teezeremonie benützt wird. Haus und Geräte sollten den Eindruck kultivierter Armut und höchster Einfachheit erwecken; alles soll gebraucht, nichts neu angeschafft aussehen mit Ausnahme des Bambusschöpfers und des leinenen Mundtuches. Alles jedoch soll makellos sauber sein, von einer Reinlichkeit, die nicht mit der handfesten Phantasielosigkeit einer Durchschnittshausfrau erreicht wird. «Wassertropfen von einer Blumenvase sollen nicht weggewischt werden, erinnern sie doch an Tau und Kühle.»
Einer nach dem anderen betreten die Gäste lautlos den Teeraum und setzen sich, nachdem sie dem Bild oder den Blumen ihre Reverenz erwiesen haben. Erst wenn alle Gäste sitzen und Stille herrscht, kommt der Gastgeber. Der Wasserkessel beginnt zu singen, denn Eisenstückchen auf seinem Boden erzeugen eine Melodie.
Ob wir Europäer den tieferen Sinn und die Feierlichkeit des Teezeremonials erfassen können? Es entspricht den Lehren der buddhistischen Zen-Sekte und ist ein Kult, dessen Handlung sich um den Tee, die Blumen und die Bilder bewegt. Der japanische Dichter drückt es so aus:

«Der Abendschein taucht den Bambus in Licht,
die Brunnen plätschern vor Entzücken,
das Sausen der Tannen klingt wider im Teekessel,
lasst uns von der Vergänglichkeit träumen und
verweilen bei der lieblichen Torheit der Dinge.»

Das gesellige Getränk der Russen

Zaren kamen und Zaren gingen, die Revolution kam und Revolutionäre gingen, Krieg, Seuchen, Elend, Armut kamen über die Russen, doch eines blieb auch dem Aermsten: der Samowar.
Um ihn herum sitzt man, trinkt man, schwitzt man und diskutiert man, harmlos und auch anders; und ich wette, die modernen zornigen jungen Männer, die jetzt ein neues Kunstgespräch in Russland angefacht haben, wurden vom Summen des Samowars inspiriert.
Es war Iwan der Schreckliche, der einen regen Tauschhandel mit dem Osten begann, und damit kam Russland im Laufe der Jahrhunderte ohne Krieg und Kampf zu Sibirien. 1638 hatte ein mongolischer Chan die nette Idee, dem Zaren zweihundert Pakete Tee als Geschenk zu überreichen. Väterchen goutierte das Getränk, und der Tee avancierte zum Tauschartikel gegen russische Waffen und Pelze. Russischer Tee wurde auf Schlitten oder Kamelrücken durch Sibirien gezogen. Diese Reisen durch die asiatischen Steppen verteuerten ihn zwar, doch die Russen fanden den Karawanentee aromatischer als den tropischen.
Und wie trinken nun die Russen ihren Tee? Im kleinen Teekännchen des Samowars ist eine konzentrierte Tee-Essenz, die nach Bedarf mit dem «gesottenen Wasser» im grossen Kessel verdünnt wird. Ganz dünnen Tee nannte man in den Petersburger Salons vor 1917 Offizierstee. Die einfachen Leute aber beissen ein Stückchen Zucker ab und behalten es im Munde, während sie Glas um Glas Tee trinken. Und während bei uns in der kalten Jahreszeit die Marroniverkäufer an den Ecken stehen, gibt es in den russischen Städten Teeverkäufer, die die nötige wärmende Flüssigkeit verkaufen.

Das freundliche Getränk der Briten

Ein englischer Fünfuhrtee ist ein kleines Fest, nicht zeremoniös wie Cha-No-Yu, doch beschaulich und angenehm. Auch hier müssen die Riten sorgfältig beobachtet werden: Die Kanne wird mit heissem Wasser vorgewärmt und gut ausgetrocknet. Einen Löffel Tee rechnet man pro Person. Er wird mit kochendem Wasser übergossen und vier bis fünf Minuten ziehen gelassen. In die Tasse kommt zuerst die Milch, damit kein gelber Rand bleibt. Und mit der geleerten Tasse kann man ein bisschen Teeorakel üben, wenn man die Form der Teeblätter betrachtet. Die Schotten kleiden ihre Teekannen adrett in Teewärmer; sind sie familienbewusst, dann halten sie ihr Tea-Cosy im Tartan ihres Clans.
Was ein echter Brite ist, der trinkt: den frühen Morgentee im Bett, anschliessend den Frühstückstee im Kreise der Lieben, den Vormittagstee im Geschäft, den Mittagstee bei Lyons, den Nachmittagstee, den Abendtee und den letzten Tee vor dem Zubettgehen. Dazwischen trinkt er noch ab und zu «a nice cup of tea».
Und es gibt nichts Friedfertigeres, als einen gemütlich Tee trinkenden Briten, ausser vielleicht einer auf der Ofenbank schlafenden Katze.
Doch das war nicht immer so. Die alten Engländer, die unter Queen Bess die Armada vertrieben und sich an Shakespeares Erstaufführungen ergötzten, die liebten Wein und Bier in rauhen Mengen. Sie waren darum auch rauhe Gesellen. Der Tee, den die East India Company seit 1570 einführte, galt als ausserordentlich teure Medizin, gut zugleich gegen Erhitzung und Erkältung, zur Anregung und Beruhigung, kurz als Allerweltsmittel gegen allerhand Bresten. Da sich damals einige Engländer den Tee auch als Gemüse servieren liessen, konnte er ihnen nicht schmecken.
Im siebzehnten Jahrhundert wurden die Engländer dann feiner; sie wandten sich dem Kaffee zu, und Londons Kaffeehäuser waren berühmt. Erst hundert Jahre später wurden die Briten die sympathischen Teetrinker, die wir heute so gut mögen.

Das revolutionäre Getränk der Amerikaner

Sie waren von Haus aus grösstenteils Briten und schätzten ihren Tee sehr. Aber das Mutterland brauchte Geld. Im siebenjährigen Krieg hatte es Frankreich und Spanien zur See besiegt und dadurch das Mississippi-Gebiet und Kanada erobert. Von der Hudsonbay bis zum Golf von Mexiko war jetzt alles Land englisch. Um seine Kriegsschulden zu decken, wollte England den Kolonien Steuern auferlegen, die Kolonisten jedoch wollten sich keinen Teezoll gefallen lassen. Sie bestiegen die Teeschiffe, die im Hafen von Boston lagen, und warfen die Ladung über Bord. Das war die Bostoner Tea party von 1773. England sperrte den Bostoner Hafen und hob die freie Verfassung der Kolonie auf. Ein Kongress von Abgeordneten aller Kolonien versammelte sich in Philadelphia und beschloss: «Gewalt gegen Gewalt!» England warb Truppen. Da erklärte der Kongress im Juli 1776 die Unabhängigkeit der Kolonien, und ein blutiger Krieg entbrannte, der sieben Jahre dauerte. Er endete mit der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten.
Seitdem aber trinken die Amerikaner mit Vorliebe Kaffee. Sie trinken ihn zum Hot Dog und zu den Hamburgers, zu den Steaks und zum Huhn. Ich habe Amerikaner in der Schweiz getroffen, die literweise Kaffee zum Fondue tranken.

Der lukrative Tee der Holländer

Lange Zeit waren China und Japan die einzigen Teeproduzenten. Sie exportierten nur kleine Quantitäten, die darum sehr kostbar waren. Im 18. Jahrhundert versuchte der schwedische Naturforscher Linné ohne Erfolg, Tee in Europa anzubauen. Es war jedoch streng verboten, Teepflanzen aus den asiatischen Ländern auszuführen. Doch den Niederländern gelang es, in ihren überseeischen Gebieten Tee zu kultivieren, den sie nach Europa brachten. Sie machten sehr gute Geschäfte. Aber auch ohne ihre Kolonien sind die Holländer grosse Teetrinker.

Der vornehme Tee bei Goethe

So berichtet uns Eckermann:

«Dienstag, den 14. Oktober 1823

Diesen Abend war ich bei Goethe das erste Mal zu einem grossen Tee. Ich war der erste am Platz und freute mich über die hellerleuchteten Zimmer, die bei offenen Türen eins ins andere führten. In einem der letzten fand ich Goethe, der mir sehr heiter entgegenkam. Er trug auf schwarzem Anzug seinen Stern, welches ihn so wohl kleidete ... Die Gesellschaft gefiel mir, es war alles so frei und ungezwungen, man stand, man sass, man scherzte, man lachte und sprach mit diesem und jenem, alles nach freier Neigung ... Goethe selbst erschien in der Gesellschaft sehr liebenswürdig. Er ging bald zu diesem und zu jenem und schien immer lieber zu hören und seine Gäste reden zu lassen, als selber viel zu reden. Frau von Goethe kam oft und hängte und schmiegte sich an ihn und küsste ihn ... Regierungsrat Schmidt setzt sich später zum Flügel und trug Beethovensche Sachen vor, welche die Anwesenden mit innigem Anteil aufzunehmen schienen. Eine geistreiche Dame erzählte darauf viel Interessantes von Beethovens Persönlichkeit. Und so ward es nach und nach zehn Uhr, und es war mir der Abend im hohen Grade angenehm vergangen.»
Diese biedermeierliche Tea party war allem nach ausserordentlich kultiviert. Von modernen Cocktail parties kann man das nicht immer sagen.

Margrit Schlatter

Zehn Gebote, einen tadellosen Tee zu erhalten

«Der Tee ist ein Kunstwerk und braucht Meisterhände, um seine edelsten Eigenschaften zur Mitteilung zu bringen»
sagt der Ostasiate. Doch

1. mit den Händen darf man den Tee nicht berühren, auch nicht mit einem Metallöffel. Zur Teebüchse müssen wir einen Kunststoff oder einen Holzlöffel legen.
2. In der Pfanne oder dem Kessel, in dem man das Teewasser erhitzt, darf man nie etwas anderes als Wasser kochen. Es ist barbarisch, wenn ein fernes Aroma von Milch, Gemüse oder gar Fleisch im Tee nachklingt.
3. Teekannen dürfen aus Ton, Porzellan, Steingut oder Glas sein.
4. Die Teekanne soll ausschliesslich für eine einzige Sorte Tee bestimmt sein. Kräutertees haben ihre eigene Kanne; Souchong-Tee hat eine andere Kanne als beispielsweise Ceylon-Tee. Und gar nie gehört Kaffee in die Teekanne, so wenig als Tee je in eine Kaffeekanne gefüllt werden sollte.
5. Bitte verwenden Sie doch kein Tee-Ei. Blech gibt dem Tee ein unangenehmes Gerüchlein. Der Kenner merkt es.
6. Boilerwasser ist zum Baden da, aber nicht zum Aufbrühen von Tee.
7. Ganz einwandfreien Tee können wir in der Schweiz leider überhaupt nicht bereiten, denn das Wasser ist hierzulande viel zu kalkhaltig.

8. Küchengerüche und Tabakrauch dürfen nicht an den Tee herankommen. Darum verwahren wir ihn besser im Esszimmer.
9. Es gibt so schöne Ton-, Steingut-, Porzellan- und Glasgefässe. Warum bewahren wir die Teeblätter ausgerechnet in einer Blechbüchse auf?
10. Souchong-Tee ist ein feierliches Getränk für Zeremonien und für Kenner. Er darf nicht ziehen, sondern muss goldgelb aufgegossen werden. Er erträgt auch keinen Zucker, und man soll nichts dazu essen.

Ariane

Die schwarze Kunst

A la Kolschitzki

Kolschitzki war Pole und türkischer Dolmetscher zugleich. Er übermittelte dem Herzog von Lothringen Nachrichten über die Türken, und als die Türken geflohen waren, erhielt er das Wiener Bürgerrecht und die türkischen Kaffeesäcke. Kolschitzki gründete das erste Wiener Kaffeehaus und braute seinen Kaffee so:
Den mit kochendem Wasser aufgegossenen Kaffee durch ein Sieb giessen, Honig beifügen sowie einige Löffel sahnige Milch. Das ist die klassische Wiener Mélange.

A la Turque

Pro Mokkatasse zwei Teelöffel fein pulverisierten Kaffee mit einem gehäuften Teelöffel Puderzucker ins kupferne Stielkännchen geben, kaltes Wasser beifügen und das Kupfergeschirr auf die Flamme setzen. Dreimal aufwallen lassen.
In einer Mokkatasse unfiltriert servieren. Weder Rahm noch Löffel. Manche trinken den Satz, manche lassen ihn zu Boden sinken.

Nektar

Kalten Mokka zubereiten, mit der gleichen Menge Mokkaeis und Zucker verschönern, aus hohen Kaffeegläsern trinken.

Café sentimental

Dem schönen, heissen, schwarzen Kaffee die gleiche Menge samten gekochter Schokolade beifügen.

Masagran

wird im Glas mit zwei Strohhalmen serviert und kühlt die Kaffee-Ekstase zu Vernunft:
Ganz frisch gefilterten Kaffee heiss über Eiswürfel giessen. Man braue aber sehr starken Kaffee; 120—150 g Pulver für 1 Liter Wasser. Mit Zuckersirup süssen. Wer will, kann den Genuss durch ein Blättchen Minze erhöhen. Erfunden wurde das Ganze der Sage nach von den Franzosen in der Schlacht bei Masagran.

Zabaglione

ist ein liebenswürdiger Kaffeebastard:
Das Gelb von zwei frischen Hühnereiern cremig schlagen, eine halbe Tasse Rahm beifügen, zwei Tassen brühheissen Mokka einquirlen. Den mit drei Esslöffeln Zucker zu Schnee geschlagenen Eisschnee darunterfegen und sofort in vorgewärmten Tassen servieren.

Und das Gegenteil davon:
A la Talleyrand
Kaffee rein wie ein Engel, ohne Zusatz von irgendetwas, sorgfältig filtriert durch den klassischen Filter.

Cathy

So kam der Mensch auf den Kaffee

Schwarz wie die Nacht,
Heiss wie die Hölle,
Süss wie die Liebe.
(Arabisches Sprichwort)

Es gibt Kaffeeländer und Teeländer, und es ist jeweilen die politische Geschichte, die bestimmt, ob eine Nation zum Kaffee- oder zum Teeland wird.
Es gibt ferner Kaffee- und Teefanatiker. Wer sich einmal, meistens in jungen Jahren und oft nach einer unglücklichen Liebe, für sein Getränk entschieden hat, lässt sich nie mehr bekehren. Tee ist das Getränk der Philosophen und der Kriminalschriftsteller, denn er regt an, komplizierte geistige Gebäude zu errichten. Edgar Wallace war einer der grössten Teetrinker aller Zeiten. Kaffee dagegen ist der Trank der Schachspieler und der Journalisten, weil sie sich wachhalten müssen. Dann ist er aber auch das Getränk der Musiker. Bach widmete ihm eine Kantate, und Beethoven zählte für jede Tasse sechzig Bohnen ab, bevor er seinen Kaffee in einer Glaskugel bereitete.

So kam der Kaffee zu uns

Kaffeefans sind überzeugt, dass ihr Trunk durch den Erzengel Gabriel der Menschheit dargebracht worden war. Die einen glauben, dass die ersten vom Engel beglückten Kaffeetrinker die Kalifen waren; andere wollen wissen, dass er mit Kaffee die Schlafkrankheit vom Propheten Mohammed nahm; und wieder andere sagen, dass die kraftlosen Ziegen des Klosters Schehodet dunkelgrüne Sträucher goutierten und daraufhin sehr munter wurden.
Kaffee hatten zuerst die Abessinier in ihrer Provinz Kaffa. Sie kochen heute noch die grünen zerstampften Bohnen mit Wasser und nennen das eher grausige Gebräu «Bunc».
Dann wanderte der Kaffee mit Pilgern und Karawanen nach Arabien und überflutete als braune, herb duftende Woge den ganzen nahen Orient. Verhältnismässig spät, nämlich in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, eroberte er Konstantinopel, wo ihm ein Kaffeehaus errichtet wurde. Die Venezianer, die am goldenen Horn Geschäfte tätigten, lernten ihn hier kennen und schätzen. Sie importierten ihn in ihre Stadt, und bereits 1624 hat Venedig sein erstes Kaffeehaus. Er gelangt von Konstantinopel aus aber auch 1644 nach Marseille, wurde zwar sehr goutiert; doch auf die Dauer blieben die Marseillaner beim Wein.
Dagegen wurde in Paris 1671 mit dem ersten Café die braune Bohne sehr à la mode. Ungefähr während achtzig Jahren waren die Engländer begeisterte Kaffeetrinker, bis sie reif für den Tee waren. Die Schweden folgten und bekamen 1674 ihr erstes Café. Sie blieben treu und sind noch heute Kaffeeleute. Wie die Wiener zu ihrem Kaffee kamen, indem sie 1683 die Türken vertrieben, ist bekannt. Von Wien aus aber eroberte er Deutschland und besetzte es für alle Zeiten. Wenn die Deutschen keinen Bohnenkaffee bekommen, weil sie gerade Krieg haben, dann rösten sie ganz einfach Gerste oder sonst ein weniger edles Gewächs und brauen damit eine wenig ansprechende Tranksame als Kaffee-Ersatz; denn, so finden sie, lieber nur Ersatz als gar kein Kaffee. Und wenn ihnen nur wenig Bohnenkaffee amtlich zugeteilt wird, dann machen sie ihn mit viel Wasser dünn und durchsichtig, so dass man die Blümchen am Boden der Tasse sieht. Das nennen die Sachsen dann freundlich «Blümchenkaffee».

Und so wird er getrunken

Aus dicken Tassen und aus winzigen durchsichtigen Schälchen, aus konischen hohen Tässchen und aus hohen Gläsern. Auch Kaffeekannen haben hoch und schlank zu sein, während zur Teekanne gemütliche Rundlichkeit gehört.
Und auch die Zubereitung variiert von Land zu Land und von Familie zu Familie. Man kann Kaffee im Pergolator aufblubbern oder ihn im gläsernen Réchaud auf einigermassen alchimistische Weise für alle Gäste sichtbar entstehen lassen. Man kann ihn in der vorgewärmten Porzellankanne aufbrühen und sein Aroma schützen, indem man den Schnabel mit einem Wattebausch verstopft. Man kann ihn geduldig in den Filter giessen, ihn mit viel Liebe und Zucker im kupfernen Pfännchen als Kaffee turc bereiten, oder auch ganz schlicht, wie im schwedischen Bauernhaus, in der Pfanne kochen. Man kann ihn im Büro in Pulverform mit Wasser mischen und damit sein Zehnfingersystem ungeheuer aktivieren. Man kann ihn elektrisch, im Türkenmühlchen oder in der altmodischen Handkaffeemühle mahlen. Die Grundregel für jeden guten Kaffee aber ist: Viel Pulver plus wenig Wasser gleich guter Kaffee.

M. Götz

Kaffee, Kaffee überall...

Venedig

Als Goldoni seine berühmte Komödie «La bottega del caffè» schrieb, blickte das älteste venezianische Kaffeehaus bereits auf eine mehr als hundertjährige Tradition zurück. Mit dem Gründungsjahr 1647 war es nicht nur das erste in seiner Vaterstadt, sondern das älteste europäische überhaupt. Es erstand unter den Arkaden der Neuen Prokurazien am Markusplatz und erfreute sich trotz seiner dürftigen Einrichtung einer regen Inanspruchnahme. Man suchte dort Vergnügen und Anregung und legte zuweilen ein Spielchen auf. Später wuchs am Markusplatz und seiner Umgebung ein wahres Kaffeehausviertel heran, darunter das «Florian» und «Quadri», die zu grosser Berühmtheit gelangten. Die Zunft der Cafetiers bestand in Venedig fast ausschliesslich aus Engadinern, die sich dort im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts als Konditoren, Zucker- und Pastetenbäcker niedergelassen hatten und diese Gewerbe später meist mit dem jüngeren des Kaffeesieders verbanden. Es waren Rätoromanen mit einer vorwiegend ladinischen Mundart des Romanischen, die in armen Gebirgstälern wohnten und sich durch Söldnerdienste in allen möglichen fremden Heeren ein Auskommen suchten.
Sie brachten dem Staat erhebliche Einnahmen an Steuern und Zöllen und standen wegen ihres Fleisses, ihrer Zuvorkommenheit und ihrer Akkuratesse in hohem Ansehen. Als sie im Jahre 1766 mit der Signoria in Streit gerieten, wurden tausend von ihnen, darunter achtzig Cafetiers, aus Venedig verwiesen. Viele davon wanderten nach Norddeutschland und Berlin, wohin sie wieder andere nach sich zogen, darunter berühmte Ladiner Namen einer Kaffeehausdynastie wie Stoppany, Spargnapani etc.

Rom

Das heute noch berühmteste der römischen Kaffeehäuser wurde von einem unternehmenden Griechen in der Via Condotti gegründet. Es erhielt den Namen «Caffe del Greco» mit dem späteren Zusatz «antico» und gelangte durch den Besuch hervorragender ausländischer Gäste zu grossem Ansehen. Als es noch Fähren über den Tiber gab und eine Landreise nach Rom Wegelagerer und Seuchen wegen ein gefährliches Abenteuer war, verkehrten dort Goldoni, Goethe, Tischbein, Benjamin Franklin und Washington Irving. Felix Mendelssohn nennt es «eine wüste Spelunke, vollgepfropft mit finsteren Gesellen und ganz scheusslichem Volk». Männer mit angesehenen Namen, wie Gogol, Rückert, Gounod, Rossini, Richard Wagner, Schopenhauer, Sir Walter Scott, Nathaniel Hawthorne und die Nazarener bis zu Lenbach und Böcklin haben später in diesen Räumen geweilt und sich anscheinend dort wohl gefühlt. Das Greco wurde schliesslich zu einem so ausgeprägten Sammelpunkt für deutsche Künstler und Literaten, dass es den Beinamen «Caffè Tedesco» erhielt. Einer der seltsamsten Gäste des Greco war der amerikanische Meisterschütze William F. Cody, der sich Buffalo Bill nannte.

London

Den Schätzungen nach soll die Zahl der Kaffeehäuser in London gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts an zweitausend betragen haben. Viele davon waren einfach nach dem Vornamen ihres Besitzers benannt und so bekannt, dass man bei Anzeigen, Reklamen oder Briefen den Ort stets mit dem nächstgelegenen Kaffeehaus bezeichnete. «Printed and sold under Tom's Coffee-house, Covent Garden» gehörte zu den durchaus üblichen Hinweisen dieser Art. Man ass, trank und plauderte ja nicht nur dort, sondern erledigte auch seine Korrespondenz und liess die Antworten wieder an das Kaffeehaus richten, wie es Dryden, Steele, Swift und viele andere taten.
Gespräche über religiöse Dinge waren an diesen Orten verboten. Ebenso wurde keinerlei Glücksspiel geduldet, und Wetten durften lediglich bis zu einer Höhe von fünf Schilling abgeschlossen werden. Die leidenschaftliche Sitte des Rauchens unterlag nur in den Schokoladenhäusern und den vornehmen Lokalen in West-End einer Beschränkung. Der Kaffee wurde schwarz getrunken, manchmal mit einem Ei verquirlt oder durch einen Brandy verstärkt. In einigen Häusern konnte man die ausgezeichneten Aerzte um Rat fragen, wie den Doktor John Radcliff, der die grösste Praxis in London hatte und täglich zur Börsenzeit von seiner Wohnung in Bowstreet nach Garraway's kam, wo er an einem besonderen Tisch von Wundärzten, Apothekern und Patienten umlagert war. Häufig traten auch politische Redner auf, deren Vorträgen man andächtig lauschte und die man je nach Geschmack mit Beifall oder Missfallensäusserungen bedachte.

Das handbemalte Porzellan «Alt Zürich» verleiht dem Tisch eine persönliche Note und der Teestunde einen besonderen Charme.

Paris

Zu Anfang der Regierungszeit Ludwig XV. betrug die Zahl der Pariser Kaffeehäuser dreihundertachtzig. Die Besitzer, die «Maîtres Distillateurs», waren in einer Innung zusammengeschlossen, für deren Mitgliedschaft der Staat eine gewisse Vergütung erhob. Ebenso wie in den öffentlichen Ausschankstätten hatte sich die Wertschätzung des Kaffees inzwischen auch in den Bürgerhäusern und in den Kreisen des Hofes weiter befestigt. Ludwig XV. gehört selbst zu den leidenschaftlichen Verehrern des Getränkes, das er mit eigener Hand und sogar aus eigenen Ernten zu bereiten pflegte. Er besass eine Reihe eigens zu diesem Zwecke hergestellter Gerätschaften — ein goldenes Tafelgeschirr, einen Weingeistbrennes und einen kleinen vergoldeten Herd, die von dem Hofjuwelier Duvaux verfertigt waren. Sein Obergärtner Lenarmand musste in einem Gewächshaus stets einige Kaffeesträucher aufziehen, deren Früchte der König selbst röstete. Den Kaffee bot er seinen bevorzugten Gästen als Getränk an.
Obwohl die französischen Kaffeehäuser fast alle berühmten Zeitgenossen als mehr oder weniger enthusiastische Kostgänger zu verzeichnen haben, wird man unter den Besuchern vergeblich nach einem Mann wie Balsac fahnden. Dass ihn schwankende Gefühle mit dem Getränk verbanden, Exzesse, starke Hinneigung und zeitweiliger Ekel, ist zur Genüge bekannt. Während seiner letzten Lebensjahre zwang er sich in Hinsicht auf alle Stimulantien zu völliger Enthaltsamkeit, ähnlich wie Baudelaire, der kurz vor seinem Tode den Grundsatz niederschrieb: «Prinzipielle Mässigkeit beachten, an erster Stelle Vermeidung aller Genussmittel, welche es auch immer seien.» In der Epoche seiner grössten schöpferischen Kraft hielt Balsac seinen Geist indes bei völligem Ausschluss anderer Nahrungsaufnahme häufig allein durch einen unmässigen Kaffeegenuss wach. Ein furchtbarer Kampf mit der Zeit schloss ihn von jeder öffentlichen Gesellschaft aus. Wenn er schrieb, ergriff ihn eine Art hektisches Fieber. Er stand kurz nach Mitternacht auf und arbeitete ohne Unterbrechung von ein Uhr morgens bis ein Uhr mittags.

Wien

Im Jahre 1700 gab es in Wien vier privilegierte Kaffeesieder, die «Thee, Kaffee, Chocolade und derlei Sorbeten in öffentlichen Gewölben brennen durften» und sich dafür verpflichteten, in ihren Lokalen auf Ruhe und Ordnung zu halten. Zu ihnen gesellten sich bald die «Wasserbrenner», die sich durch das neue Gewerbe geschädigt fühlten und nicht eher ruhten, bis sie mit den Kaffeesiedern zu einer gemeinsamen Innung verschmolzen wurden. Als Wahrzeichen diente ihnen ein buntgemaltes Schild mit einem Türken, während ein offenes Kohlenfeuer vor dem Lokal schon weithin auf den Zweck des Hauses aufmerksam machte. Der Zulauf an Besuchern muss schon bald erheblich angewachsen sein, denn die Kaffeehäuser vermehrten sich um 1730 auf «etlich und dreissig Häuser, allwo man allerhand Sorten kühlende Wasser und Liqueurs verkaufft und sich mit Billard-Spielen divertiren kan. In solchen trifft man gemeiniglich die Nouvellisten an, oder diejenigen, so sich um die Zeitungen bekümmern, die Gazetten lesen, darüber discouriren, und allda von Krieg und Frieden decidiren.»

Aus: «Herr Ober — ein Kaffee!» von Wolfgang Jünger, Goldmann-Verlag.

Ein Arzt erzählt:

Der heutige Durchschnittspatient

sfd. Nicht nur die Medizin, auch der Patient hat sich in den vergangenen Jahren weitgehend geändert. Er ist auch ein Kind seiner Zeit, einer Zeit, die im wesentlichen auf das Materielle eingestellt ist, wo das erste Postulat höherer Lebensstandard ist, wo die Technik weitgehend zur Göttin geworden, wo eine zunehmende Vermassung des Menschen stattfindet mit all ihren Folgeerscheinungen wie *Schwinden der Persönlichkeit*, Abnahme der Verantwortungsfreudigkeit und des Willens, sich selber zu erhalten. Schwierigkeiten, mit sich selber fertig zu werden, mit seiner Verweichlichung und seiner Unzuverlässigkeit. All das muss abfärben, und dies zeigt sich auch deutlich bei unserem heutigen Durchschnittspatienten. Zudem sind unsere Patienten viel gescheiter geworden, denn mit all dem, was sie in den Gazetten, im Film, im Fernsehen und im Radio gelesen, gehört und gesehen und was auch bei ihnen eine raffinierte Reklame alles hinterlässt, mit all dem kommen sie dann zu uns ins Sprechzimmer oder rufen sie uns an ihr Krankenbett.

Der Patient weiss es besser

Ich könnte den heutigen Durchschnittspatienten so charakterisieren: Er kommt mit einer von ihm *selbst gestellten Diagnose* zu uns, sagt uns, mit welchen Mitteln er behandelt werden wolle und in welcher Zeit er geheilt sein müsse — er hat so wenig Zeit, krank zu sein, wie er für etwas anderes noch Zeit hat. Dafür langt ihm aber die Zeit, vom Arzt alle möglichen Untersuchungen zu verlangen, über die er dank seinem neuzeitlichen Wissen auf dem Gebiete der Medizin bestens orientiert ist und die gerade grosse Mode sind, auch wenn sie in seinem Falle von keinerlei Bedeutung und sicher nicht notwendig sind.

«Zauberspritze»?

Nach kürzerem oder längerem Palaver kann man dann endlich das verordnen, was man als Arzt für richtig hält. Aber auch da gibt es nun neue Schwierigkeiten, denn wenn in dieser Verordnung etwas verlangt wird, das vom Patienten eine *aktive Mitarbeit* erfordert — wie zu Hause regelmässig Verbände anlegen, Bäder machen, besondere Massnahmen zum Schutz von Neureizungen durchführen, ja schon regelmässig mehrmals täglich ein Medikament einnehmen — dann ist das zuviel. Ob man das nicht alles umgehen könne und dafür eine einmalige Einspritzung gemacht werden könnte (selbstverständlich durch den Arzt), ist für uns eine alltägliche Frage. Bei Patienten, die glauben, jede Krankheit könne mit einer Einspritzung geheilt werden und dann könne man wieder leben wie vorher, ist es schwer und undankbar, Arzt zu sein.

Strapazierte Nerven

Schlimm steht es in unserer Zeit auch mit dem Zustand der Nerven. Ich habe heute in meinem Spezialgebiet kaum mehr einen Patienten, der da nicht irgendwelchen Knacks hätte, und fast allen muss ich irgend ein Nervenberuhigungsmittel geben, was in meiner Assistentenzeit nur in Ausnahmefällen nötig war. Forscht man dann etwas nach, woher das kommt, dann findet man bald heraus, dass es nicht etwa nur die Folge gehetzter Berufsarbeit ist, sondern meist auch bedingt ist durch eine ganz unzweckmässige, ja vielfach direkt *blödsinnige Freizeitbeschäftigung*. Da zu helfen und richtig zu heilen, ist vielfach schwer, denn auch die modernsten Medikamente greifen das Uebel nicht an der Wurzel an, und ein Dauererfolg ist nur da möglich, wo beim Patienten die Einsicht zu schaffen ist, dass er seine unvernünftige Lebensweise von Grund auf ändern muss.

Unzuverlässig

Was ich oben über die Eigenschaften des heutigen Menschen ausgeführt, wirkt sich aber noch weiter in unserer täglichen Praxis aus. Ich habe da erwähnt, dieser Mensch sei zerfahren, unzuverlässig. In meiner Praxis muss ich jedes Vierteljahr zwischen fünfzig und hundert *Mahnungen* an Patienten schicken, die mir ihren Krankenschein nicht zum Abschluss zugestellt haben. Dabei handelt es sich entweder um Leute, die mir ausdrücklich versprachen, den Schein zu schicken, oder mit denen verabredet war, vielfach noch auf eine bestimmte Zeit, dass sie wieder in die Sprechstunde kämen. Doch kamen weder die Krankenscheine noch die Patienten, auch keinerlei Entschuldigung. Wenn dann auf eine schriftliche Mahnung hin ein grösserer Teil der Scheine oder gar die Patienten erscheinen, so muss ich damit sehr zufrieden sein.

Der Arzt ist kein Krämer

Viele Leute kommen heute zum Arzt, wie sie zum Krämer gehen, doch dort müssen sie wenigstens bezahlen. Sie sind sich nicht mehr bewusst, dass das Verhältnis Patient-Arzt etwas anderes und etwas mehr ist als ein blosses materielles Geschäft. Für mich ist jedenfalls der Patient auch heute noch etwas anderes als nur eine Nummer oder ein Fall. Nämlich ein *Mitmensch*, dem ich helfen soll, an dessen Schicksal ich aber auch menschlich irgendwie Anteil nehme und von dem ich erwarte, dass er mir zum mindesten berichte, was nun aus ihm und seiner Krankheit weiter geworden ist. Die Unterlassung solchen Berichts ist ein menschliches Versagen, das mich schmerzt und das mir manchmal meinen Beruf unnötig schwer macht.

Aufforderung zum Betrug

Doch ist das noch nicht das Schlimmste im heutigen Arztberuf. Viel bemühender ist es, was leider häufig vorkommt, dass der Patient von mir verlangt, ich solle *falsche Daten* in den Krankenschein eintragen, ich solle sogenannte *Deckrezepte* ausstellen, damit ein Medikament von der Kasse bezahlt wird, für das diese sonst nicht aufkäme, ich solle *Arbeitsunfähigkeit* bescheinigen für Zeiten, in denen der Patient gar nicht arbeitsunfähig war, ich solle irgendein *Gefälligkeitszeugnis* für verlängerten Urlaub oder anderes ausstellen, wo gar keine Krankheit zur Begründung eines solchen vorliegt. Mit der grössten Selbstverständlichkeit werden solche Ansinnen zu Fälschung und Betrug an uns gestellt, und zwar auch von Leuten in Stellungen und von einem Bildungsgrad, bei denen man daran zweifeln muss, dass sie aus blosser Gedankenlosigkeit handelten. Früher wurde ich bei solchen Ansinnen wütend und habe die Leute abgekanzelt. Heute, wo ich älter und ruhiger geworden, erkläre ich ganz sachlich und ohne mich aufzuregen, dass ich nicht gewohnt sei, Fälschungen zu unterschreiben oder einen Betrug zu begehen. Trotzdem kommt es vor, dass der Gesuchsteller mein Sprechzimmer mit etwas rotem Kopf verlässt.

All das, was ich soeben schilderte, ist leider weitgehend eine der negativen Folgen der zunehmenden Verbreitung der Kranken- und Unfallversicherungen. Es ist erst so recht in Erscheinung getreten, seitdem die Mehrheit unserer Bevölkerung *gegen alles versichert* ist, vor allem aber gegen die finanziellen Folgen von Krankheit. Ich möchte aber nicht missverstanden werden. Es wäre sicher falsch und auch ungerecht, an dieser Krankenversicherung und an unseren Krankenkassen nicht auch das Gute und Positive zu sehen, vor allem das, was sie an eine minderbemittelte Schicht unseres Volkes leisten. Auch wir Aerzte sind mit Nutzniesser dieser Institutionen.

(Aus dem Buche: Hans Stauffer, «St. Petersinsel», Schweizer Spiegel Verlag, Zürich)

Für soziale Leistungen öffentliche Annerkennung!

Im Laufe einer Woche (17. bis 21. Dezember 1962) wurde die Aufmerksamkeit der schweizerischen Oeffentlichkeit auf zwei Frauen gelenkt: Dr. Ida Somazzi, erfolgreiche Kämpferin für die staatsbürgerliche Erziehung der Frauen, beging nach Jahrzehnten unermüdlichen Wirkens auf heimatlichem und internationalem Boden ihren 80. Geburtstag; wenige Tage später verstarb kurz vor Vollendung ihres 80. Altersjahres Fräulein Rosa Neuenschwander, die Institutionen geschaffen hat, welche den Frauen ermöglichen, denkende, nützliche Glieder der Gemeinschaft zu werden. Beide Frauen haben dem schweizerischen Erziehungswesen neue Impulse verliehen und ihre Geschlechtsgenossinnen auf ein höheres Niveau sozialen Denkens und Schaffens gehoben. Ihr Wirken bestand im Aufklären und Bilden. Ihre sozial-pädagogischen Leistungen liegen auf der Linie Pestalozzis und sind von erstem Range.

Die Presse — vorab die Tagespresse — hat diesen beiden hervorragenden Frauen zahlreiche Aufsätze gewidmet und ihre grossen Verdienste ins rechte Licht gerückt. Aus eigener Initiative haben kulturelle Vereinigungen, wie der Schweizer Lyzeum-Klub, der Berner Akademikerinnen-Verein u. a. Frl. Dr. Somazzi in einer privaten Veranstaltung gehuldigt; durch zahlreiche Beteiligung der Frauenwelt am Begräbnis von Rosa Neuenschwander gestaltete sich dieses im Zeichen der Dankbarkeit als eine ergreifende Würdigung dieser grossen Bürgerin.

Doch tauchte bei so manchem, der an der freudigen und der traurigen Manifestation teilgenommen hatte, die Frage auf:

Wo waren denn die Behörden mit ihrer öffentlichen Anerkennung dieser Bürgerinnen? Wo diejenigen, die über den Aufbau unserer Gemeinschaft wachen, mit einer im Namen des Volkes vorgebrachten Huldigung für ihre grossen Verdienste? Sie waren abwesend.

Dies zu einer Zeit, da man wenige Wochen vorher einigen Vertretern der Literatur und Kunst, den Verfassern von Novellen und Gedichten, den Dank unserer hohen Stellen im Lichte der Oeffentlichkeit materiell und geistig erstattete. Aber Frauen, die tagaus, tagein, Jahr um Jahr, während Jahrzehnten ihr Leben dem einen hohen Ziel — dem Staate praktisch zu dienen — gewidmet haben, denen es gelungen war, zahlreiche junge Geister auf den richtigen Weg des Verstehens ihrer nationalen und bürgerlichen Pflichten zu führen, für sie besteht kein Preis, keine vernehmbare Würdigung ihrer Leistungen *seitens des Staates*.

Mit meinen Worten wende ich mich keineswegs gegen die Auszeichnung literarischer Begabungen. Aber in einer Zeit, in der die Fundamente der Menschheit erschüttert sind und man sich um ihren Zusammenhalt im Sozialen begründete Sorgen macht, in der man zwar die Rechte des Menschen proklamiert, aber noch sehr weit davon entfernt ist, sie zu verwirklichen, sollten diejenigen, die sich im Laufe von fast zwei Generationen unermüdlich und erfolgreich diese Aufgabe zu eigen gemacht haben, *das gleiche Anrecht auf öffentliche Würdigung haben wie Vertreter der schönen Künste*. Der «Poeta laureatus» ist seit jeher anerkannte Ehrung einer Begabung, die heute keine seltene Erscheinung mehr ist. Doch die Begabung, zum Aufbau eines Staates wirksam beizutragen in den Menschen bürgerliche Tugenden grosszuziehen, sie zu friedvollem Zusammenleben fähig zu machen, in ihnen statt der aggressiven ethische Tendenzen zu entwickeln, ist heute ein sich noch äusserst selten zeigendes Talent. Dieses zu ermuntern und zu stärken, liegt im höchsten Interesse des Staates. Für derartige Verdienste sollten spezielle Preise neu geschaffen werden, um ihre Bedeutung und ihre Wertschätzung hervorzuheben.

Sowohl für Frl. Somazzi als auch für Frl. Neuenschwander würde man in der Französischen Republik öffentlich das höchste Lob bekunden: «Elle a bien mérité de la patrie.»

Die demokratische Schweiz sollte gerechterweise auch hervorragende soziale Leistungen mit einer öffentlichen Anerkennung auszeichnen.

Franziska Baumgarten

Die Frau in der Kunst

In Bern sind augenblicklich zahlreiche Konzerte mit weiblichen Solisten angesetzt. Die Bernerin Heidi Indermühle (Flötistin) gab einen Abend mit alter Musik, am Cembalo und Flügel von Adelheid Indermühle begleitet. — Eva Bergmann und Catharina Brun spielten «Barocke Kammermusik». — Im 7. Abonnements-Konzert wirkte die Pianistin Michele Boegner mit.

★

Die Solothurner Harfenistin Ursula Hänggi gab mit der Pianistin Cornelia de Stockalper einen Abend in Solothurn.

★

Die Avant-Scene de Bale wird von Marthe Matile, die hier auch als Spielleiterin und Darstellerin tätig ist, geleitet; die Bühnenbilder stammen von Marlys Calame.

★

Cecile Laubers Oratorium «Gesang des Lebens», von Hans Schmid vertont, fand im Luzerner Grossen Kunsthaus-Saal hochverdiente Anerkennung. Die Dichterin lässt den Menschen auf fünf Stufen der Lebenspyramide emporsteigen, bis er im Alter erkennt, dass des Daseins Vollendung im Geist besteht und der Verlust des Materiellen keine Bedeutung für ihn hat.

★

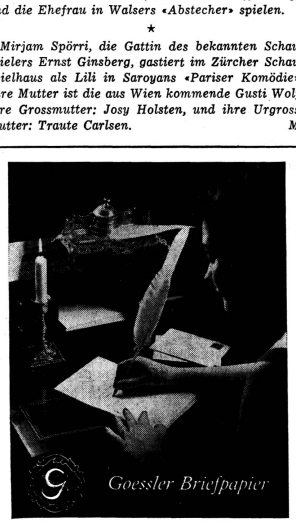
Jenny Turel, die gefeierte amerikanische Sängerin, wurde nach ihrem Erfolg beim zweiten wieder zur Teilnahme am dritten Musik-Festival in Israel (16. Juli bis 12. August) aufgefordert.

★

Edith Teichmann, früher mehrmals im Zürcher Theater am Central zu Gast, wird in der Eröffnungsvorstellung der neuen Direktion Georg Müller im Zürcher Theater am Hechtplatz die umfangreiche Rolle der Frau in Tankred Dorsts «Grosse Schmährede an der Stadtmauer» (Schweiz. Erstaufführung) und die Ehefrau in Walsers «Abstecher» spielen.

★

Mirjam Spörri, die Gattin des bekannten Schauspielers Ernst Ginsberg, gastiert im Zürcher Schauspielhaus als Lili in Saroyans «Pariser Komödie». Ihre Mutter ist die aus Wien kommende Gusti Wolf, ihre Grossmutter: Josy Holsten, und ihre Urgrossmutter: Traute Carlsen. *M.*



Samtweich
Elegant im Format
Apart in der Farbtönung
In den guten Papeterien erhältlich

Stockholmer Hofcour / VON CAROLA VON CRAILSHEIM

König Gustav III., der 1792 auf einem Stockholmer Opernball einem Attentat zum Opfer fiel, hat nicht nur nach französischem Vorbild die Schwedische Akademie gegründet, sondern auch die in seinem Land lebhaft begrüsste Idee einer Hofcour verwirklicht. Die Hofcour spielte noch gestern eine bedeutsame Rolle. Heute hat Königin Louise sie plötzlich und überraschend beendigt, um sie freilich auf moderner, der Zeit entsprechender Basis neu erstehen zu lassen.

Wie war dieses gestern?

Junge Frauen und Mädchen der Gesellschaft, aber keineswegs nur des Adels (wir befinden uns in einem demokratischen Land), wurden alljährlich zu Beginn der Saison bei Hofe vorgestellt. Wie jede Zeremonie bedarf dies vieler Vorbereitungen. Dass die Gesuche um Teilnahme, die der Oberhofmeisterin der Königin eingereicht werden, eingehend geprüft werden, ist selbstverständlich. Um so stolzer sind dann aber auch die Glücklichen, die «happy fews», die zu diesem wichtigen Ereignis zugelassen sind.

Wie oft habe ich die grosse Auffahrt gesehen. Die Zuschauer können fast bis zur Schlossrampe vordringen, um sich der Augenweide der Toiletten hinzugeben. Man sieht zwar eigentlich herzlich wenig davon, denn Pelzmäntel verdecken sie in diesen Tagen, da Schwedens Hauptstadt von Schnee und Kälte heimgesucht wird. Aber wozu hat man seine Phantasie? Seit Wochen erfüllen die Fotos der Debütantinnen in grosser Aufmachung die Tagespresse. Die Leserinnen kennen daher im voraus nicht nur die Gesichter der Damen sondern auch Kleider und Schmuck, mit denen die Auserwählten vor Ihre Majestät treten werden. — Das riesige Treppenhaus des von Nicodemus Tessin erbauten Schlosses mit seinen vielen Marmorskulpturen hallt wieder von leichten, hallenden Schritten, vom Geklapper hoher Absätze, vom Gleiten goldner oder silberner Sandalen, vom Geflüster von Worten, halben Sätzen, Gestammel der Aufregung «stell dir vor, wenn ich beim Hofknicks ausrutsche oder keine Antwort weiss, wenn die Königin mich etwas fragt . . .»).

Die zweite Phase der Feierlichkeit bestand darin, dass alle Gäste sich im sogenannten Pfeilersaal versammeln. Der Zeremonienmeister klopft mit seinem Stab auf das köstliche Parkett, das niemand sich Zeit nimmt zu betrachten. Nun werden die Damen nach ihrem Rang aufgestellt. Pünktlich um 16 Uhr öffnen sich die hohen Flügeltüren des Salons der einstigen Königin Viktoria. Der ersehnte Augenblick kommt, da Königin Louise, Prinzessin Sibylla und ihren jungen Töchtern die Damen empfangen. Königin Louise, die Schwester Louis Mountbattens, schmal, schmächtig, beinah zerbrechlich, ist eine Frau, der die Liebe ihrer Landeskinder in reichem Masse zuströmt.

Das Defilieren beginnt. Die jeweilige Dame durchquert den Raum bis zur Mitte, verneigt sich tief vor der Königin. Dabei führt sie den lange geübten Hofknicks möglichst graziös und zierlich aus. Das Wort «zierlich» erinnert an einen Zweizeiler Goethes, der die Situation — die erregende Gegenwart und die lebenslange Erinnerung — symbolisch verbindet:

«Zierlich denken, süss erinnern,
Ist das Leben im tiefsten Innern.»

Nun harrt die Dame, aus der Reverenz wieder aufsteigend, mehr oder weniger klopfenden Herzens dem Wort, das Ihre Majestät an sie richten wird. Aber kaum hat die Königin mit mildem Lächeln und der warmen Anteilnahme, die ihr alle Herzen gewinnt, zu sprechen begonnen, so verweht alle Aufregung. Eine mütterliche, einfühlende Frau spricht zu einer anderen. Das ist alles und viel mehr, als die sich ängstlich nahende Dame, das schüchterne junge Mädchen aus fernem, einsamem schwedischem Landschloss erwartet hatten. Beglückt, als habe sie ein unerwartetes Geschenk empfangen, verneigt sich die Dame wieder, entfernt sich.

Welch entzückender Anblick, all diese eleganten Frauen und Mädchen in weisser oder rosa Spitze, in Duchesse oder Seidenorganza, in japanischem Brokat oder duftig fliessendem, faltenreichem Tüll! Nur die Oberhofmeisterin und die Hofdamen tragen noch die erst ganz kürzlich freigegebene Hoftracht, die bis dahin unerlässlich war, doch noch viele Liebhaberinnen hat. Sie besteht aus einem schwarzen Kleid mit einer drei Meter langen Schleppe. Man kann sich diese von Bekannten, Freunden, Verwandten, ja aus einem grossen Stockholmer Modeatelier leihen. Und nichts ist einfacher als die Schleppe, ebenso wie die kurzen, von schwarzen Bändern durchflochtenen Puffärmel wieder zu entfernen, abzutrennen. Diese Puffärmel aus der Zeit der Königin Désirée sind ein charakteristisches Detail, ein wichtiger Faktor. Auch die weissen, erlesenen Spitzen sind es, die den Ausschnitt des Kleides umrahmen. Sie und der Halsschmuck sind meist das wohlbehütete Erbe vieler Generationen. Merkwürdig ist, wie trotz aller Gleichförmigkeit der Hoftracht jede der Trägerinnen ganz persönlich gekleidet erscheint.

Die Vorstellungen sind rasch vorüber. Nun haben sich die Gäste in die Galerie Karls XI. (die Besucherinnen rekapitulieren ein gut Teil schwedischer Geschichte) zu begeben, sie bilden Spalier, erwarten die Hoheiten. Ihnen voraus schreiten (jede andere Bezeichnung wäre falsch) Leibjäger in Galalivree mit meterhohen seltsamen Federn auf dem Kopf. Die Königin und die Prinzessinnen folgen. Die langen Reihen der Damen versinken heute zum letztenmal in den Hofknicks. Ein bezaubernder Anblick. Man denkt an Menzel, Fontane, Liliencron — «Viere lang zum Empfang . . .»

Im Speisesaal sind viele Tische zum Tee gedeckt. Dies bedeutet eine wesentliche Auflockerung des Zeremoniells. Prinzessin Sibylla trägt eine blassrote Toilette und reichen Schmuck. Rosen blühen, auch die Tulpen, die ein Stückchen Frühling in den nordischen Wintertag zaubern. Es wird Mandelgebäck und Schokoladetorte gereicht. Und alle plaudern erleichtert, befreit, aufatmend froh. Dann brechen, genau zur festgesetzten Stunde, die Damen auf.

Wird man sie morgen wieder erkennen, wenn sie im Reit- oder Tennisdress durch Stockholm gehen? Einige studieren, andere bilden sich als «Gymnastikdirektör» aus, viele besuchen Kochschulen und Nähkurse, sind in Ministerien oder Bibliotheken angestellt. Alle arbeiten, und ausnahmslos alle sind erfüllt von den grossen sozialen Problemen ihres Landes: Am leidenschaftlichsten natürlich die Königin. Nun wird sie in diesem Winter zum erstenmal statt der Hofgesellschaft die berufstätigen Frauen empfangen, Kontakt zu ihnen suchen und finden, deren Arbeit im modernen Schweden einen so wichtigen Raum einnimmt.

Ehrung einer Waadtländerin

Paris, 17. Jan. ag Am 20. Januar wird der Waadtländerin Berthe Detraz, Leiterin eines Kinderheims in Carqueiranne (Var), im grossen Hörsaal der Sorbonne der «Prix des assurances» verliehen in Anerkennung ihrer hervorragenden Tat der Unglücksverhütung. Sie rettete 35 Kleinkinder zu Beginn einer Feuersbrunst im Kinderheim. Ihrem mutigen Einsatz gelang es alsdann, das rasch um sich greifende Feuer zu meistern, bevor die Feuerwehr eintraf.

Korrigenda

Leider hat sich im Leitartikel «Die selbständiggewordene Frau prägt das Bild der modernen Familie» ein sinnstörender Fehler eingeschlichen: Zeile 1, Abschnitt 2: Die Furcht, die Familienabende . . . Richtig: Die Furcht, die Familienbande . . .

Teestunde

Solange Menschen Tee trinken, haben sie sich bemüht, ihn in passenden Tassen zu servieren. China, das Ursprungsland des Teetrinkens, schuf hauchdünne Porzellanschalen, Europa brachte handfesteres Teegeschirr hervor, jedoch in der Zierlichkeit seiner Ausführung der Teestunde nicht weniger würdig. Die schweizerische Porzellanindustrie offeriert Teeporzellan für jeden Wunsch und Geschmack: von der schlichten Teetasse ohne jegliches Zierat über modern dekorierte bis zu reich vergoldeten Tassen ist alles da. Das Schönste vom Schönen jedoch bilden die Formen. In ihnen lebt das Rokoko-Porzellan wieder auf, das vor rund 200 Jahren in der ersten schweizerischen Porzellanmanufaktur geschaffen wurde.

wg

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

39

Copyrigth by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahnert) Berlin-Grunewald

«Dummheiten? Aber es ist doch sonnenklar! Erinnere dich, Aga, was Manolios anfangs hier im Dorfe war und was er geworden ist! Ein Hirte war er, Patriarcheas' Knecht, ohne ein einziges Lamm, ohne ein einziges Stückchen Land — er war nichts, weniger als nichts. Nach einigen Monaten schon, dank der Intrigen und der Hilfe des Moskowiters, sieh, was er nun geworden ist, ein reissendes Tier! Er hat seine eigene Fahne aufgerichtet, Menschen erschlagen, Familien zerrissen. Des Teufels Grossmutter liess ihn den Priester Fotis und sein Lumpengesindel herholen, sich nach Sarakina begeben und mitten vor unserer Nase ein neues Dorf, ein Bolschewikendorf, gründen. Er hat geschworen, herabzukommen, dein Haus in Brand zu setzen und dich zu erschlagen, Aga, um das Dorf zu plündern und den Moskowiter herrufen zu können, dass er es in Besitz nehme. Es geht um deinen eigenen Kopf, Aga. Der Wolf ist in die Hürde eingebrochen, töte ihn!»

Der Aga begann besorgt zu werden. Bisher hatte er die Sache als Bagatelle betrachtet. Es war nur ein gewöhnlicher griechischer Krawall, hatte er gedacht. Griechen schlagen sich mit Griechen, die dürfen sich gern die Augen auskratzen. Jetzt aber kamen die Staatsinteressen ins Spiel. Es ging um die Türkei. Wenn ich das Gewürm Manolios zu einem reissenden Tier werden lasse, wie soll es dann der Türkei ergehen? Der Moskowiter wird wieder herunterkommen und uns blockieren. Ich nehme mich am besten in acht... Der Bocksbart da hat recht: der Wolf ist in meine Hürde eingebrochen, wenn ich ihm nicht ans Leben gehe, dann wird er mir das Leben nehmen!

«Was ihr Griechen untereinander habt, soll mich den Teufel kümmern», sagte er, «jetzt aber sehe ich, dass es nicht nur eine griechische Angelegenheit ist. Die Sache beginnt ernster zu werden... Schert euch zur Hölle alle miteinander, lasst mich allein, damit ich überlegen kann, wie ich es in Ordnung bringe...!»

Er hob die Peitsche und begann sie über ihren Köpfen und Rücken zu schwingen.

Sinnlos vor Schrecken und zusammengekrümmt, damit die Peitschenschläge sie nicht treffen sollten, rasten sie eng beieinander zur Tür, hinter ihnen her pfiff die Peitsche. Der Aga warf mit einem Tritt die Türe zu, verriegelte sie und war allein.

«Gib mir die Schale mit Raki», sagte er zu Martha, «ich habe einen Entschluss zu fassen!»

Der Priester Grigoris und Ladas gingen im Dorfe umher, den Lampenanzünder schickte der Priester, die Totenglocke zu läuten. Die Bauern strömten auf dem Marktplatz zusammen, selbst die Verwundeten kamen. Die ganze Nacht hatten sie von der Schande gesprochen, dass man das Lumpengesindel nicht hatte verjagen können, jetzt waren sie wütend und forderten Rache. Der Priester stand mitten auf dem Markt. Er war wieder zum Leben erwacht und redete.

«Kameraden, Männer! Wir schämen uns», sagte er, «wir müssen uns rächen. Ich habe mit dem Aga gesprochen, und wir sind uns einig. Wer ist schuld an all unserem Unglück? Nur einer — Manolios, der Geächtete! Aber seine Stunde ist gekommen, der Aga wird ihn uns ausliefern, dass wir an ihm Rache nehmen, ihn verurteilen, sein Blut trinken können. Auf, versammelt euch alle vor des Agas Haus, zerreisst eure Gewänder und ruft: ‚Manolios, Manolios, gib uns den Manolios heraus!' Das ist alles, was ihr zu tun habt. Für den Rest sorge ich!»

Er ging zur Kirche, fiel an seines Bruders Leiche nieder, küsste ihn und sprach den Segen über ihn. Er hatte es eilig, seine Gedanken wellten anderwärts. Die Bauern bückten sich, hoben den Toten auf und trugen ihn auf den Friedhof. Der Priester stützte sich auf seinem hohen Stab, er erinnerte sich der Kinderjahre und bekam Tränen in die Augen. Der Lehrer wurde in rasender Eile begraben, man trank ein Glas Raki für sein Seelenheil und trennte sich. Alle dachten an anderes und hatten es eilig.

Zur Mittagszeit war der Aga völlig betrunken und hatte seinen Beschluss gefasst. Er rief Panagiotaros, der wie ein verprügelter Hund draussen auf der Schwelle sass und wartete.

«Komm herein, Panagiotaros», sagte er, «kannst du gehen oder lahmst du noch, du Tropf?»

«Wenn es Manolios gilt, kann ich alles», antwortete er.

«Deinen Kopf sehe ich, wo aber ist der Fez? Wo hast du ihn gelassen, du ungläubiger Hund?»

«Ich verlor ihn gestern an der Ai Vasilis-Quelle. Ich habe erfahren, dass die alte Mantalenia ihn gefunden hat und werde dafür sorgen, dass sie ihn mir schickt.»

«Setze deinen Fez auf, nimm zwei handfeste Kerle mit, wenn du es nicht allein schaffst, und bring' den Manolios her. Mach dich auf den Weg!»

«Lebendig oder tot?»

«Lebendig!»

Der Gipsesser eilte entzückt davon.

«Jetzt ist deine Stunde gekommen, Manolios!» rief er und rieb sich die Hände.

Manolios hatte sich mit den Seinen in dem grossen Garten des Patriarcheas ausserhalb des Dorfes in der Nähe des kleinen Sees Voidomata gelagert. Sie hatten bereits eine kleine Hütte errichtet. Manolios bestimmte einige Männer, die als Wachen zurückbleiben und bereitstehen sollten, sobald der Tag sich seinem Ende näherte, er selbst wollte ins Dorf gehen, um zu beobachten, was geschah, und sich mit dem Priester Fotis zu beraten, der das neuerliche Glockenläuten gehört hatte und voller Unruhe war.

Nach der Mittagsstunde kam Kostantis mit neuen Nachrichten.

«Der Priester bringt Himmel und Erde in Bewegung, er geht mit seinem zerfetzten Kopf umher, stachelt die Bauern auf und bittet sie, sich vor des Agas Haus zu versammeln und zu rufen: ‚Liefere uns den Manolios aus! Er ist es, der schuld ist!' Sie wollen dich greifen, Manolios! Sie wollen dir die ganze Schuld aufbürden, dich aburteilen — wie man sagt — wegen Raub und Mord, wegen Brandstiftung im Dorfe und weil du ein Bolschewik bist. Alles, alles wälzt man auf dich... Flieh und verbirg dich hinter Sarakina, flieh noch weiter, dein Leben ist in Gefahr, sie sind rasend!»

«Mein Platz ist hier. In der Gemeinschaft meiner Brüder, die sich in Gefahr befinden», antwortete Manolios. «Wie sollte ich fliehen können, Kostantis? Wie steht es mit den andern? Hast du sie gesehen?»

«Giannakos hat die Eselin aus meinem Haus geholt und sie im grossen Olivenhain verborgen. Dort hat er sich mit den Seinen verschanzt. Dem Priester Fotis geht es besser, morgen will er aufstehen, sagt er, um mit dem Aga zu reden. Er sei ein roher und ungeschliffener Türke, meinte er, aber ein anständiger Kerl, der unser Recht begreift... Aber ich fürchte für dich, Manolios, der Priester hat es geschworen, er will deinen Tod.»

«Ach, wenn doch alle Sünden auf mich fallen könnten, Kostantis, und er mir den Tod gäbe! Dann würde er sich beruhigen und unsere Freunde in Frieden lassen... Ja, das will ich. Auf alle Anklagen werde ich sagen: ‚Ja, ich bin es, der gestohlen hat, kein anderer als ich; ich bin es, der getötet und Feuer gelegt hat, ja, ja, ich bin Bolschewik. Alles, alles, wenn nur das Volk gerettet wird... Allein will ich mich auf den Weg machen und mich dem Aga übergeben.»

Kostantis riss die Augen auf und sah Manolios an. Sein Gesicht hatte sich gewandelt, es leuchtete, seine Gestalt war gewachsen. Er stand zwischen den Bäumen des Gartens wie eine Säule des Lichts. Es flakkerte und flimmerte vor Kostantis' Augen.

«Ich kann dir keinen Rat geben, Manolios», sagte er. «Meine Seele hat Raum für mich und mein Haus und einige Freunde, für mehr aber reicht sie nicht. Deine Seele hat Raum für ein ganzes Volk. Was ich mit Schrecken herannahen sehe, das nimmst du auf dich und begrüsst es mit Freuden. Was ich Furcht heisse, nennst du Hoffnung... Du willst, du kannst Christi Spuren folgen. Tu, was Gott dir sagt, Manolios...»

«Komm, gehen wir...» sagte Manolios und schritt dem Eingang des Gartens zu.

Kostantis senkte den Kopf und folgte ihm.

Sie kamen hinaus und gingen am Ufer des kleinen Sees entlang, der Himmel war ganz klar, und der Wintertag strahlte von kristallener Helligkeit. Der dunkelgrüne Voidomata glänzte unbewegt, einige Schilfhalme, einige Trauerweiden spiegelten sich im Wasser, ein Storch stand auf einem Bein und blickte herüber, zwei andere flogen langsam mit angezogenen Beinen davon, die Augen auf das Wasser gerichtet, denn sie waren hungrig.

«Die Welt ist schön...» sagte Manolios und lächelte.

Sie gingen dem Dorfe entgegen. Von der Glocke erklang immer noch das Todesläuten. Weit in der Ferne hörte man Schreie von Menschen und Hundebellen, ein paar Hähne krähten.

«Das Wetter schlägt um», sagte Manolios, «hörst du die Hähne...»

Doch Kostantis biss die Lippen zusammen; er fürchtete in Tränen auszubrechen, wenn er den Mund öffnete, und folgte schweigend mit gesenktem Kopf.

Als sie sich der Ai Vasilis-Quelle näherten, sahen sie plötzlich Panagiotaros mit zwei Männern aus einer Hecke hervorbrechen, in der sie sich verborgen hatten. Alle drei besassen Knüppel, Panagiotaros hatte wieder seinen roten Fez auf dem Kopf. Kostantis erblickte sie und erstarrte.

Sie kommen, ihn zu holen, dachte er. Er wollte davonlaufen, aber er schämte sich; zitternd blieb er stehen.

Panagiotaros liess die Männer hinter sich zurück und schritt so stolz er vermochte heran um zu verbergen, dass er lahmte.

«Wohin gedenkst du zu gehen, du geächteter Lümmel?» fragte er und legte Manolios die Faust auf die Schulter.

«Ich will zum Aga, Panagiotaros, errege dich nicht. Ich habe erfahren, dass er mich sucht, und ich gehe nun, mich ihm zu überantworten.»

Panagiotaros sah ihn verwundert an.

«Hast du keine Angst?» fragte er. «Hast du keine Furcht vor dem Aga, vor dem Priester, vor dem Dorf? Was zum Teufel bist du für einer?»

«Wer den Tod nicht fürchtet, Panagiotaros, fürchtet niemand. Das ist das Geheimnis... Komm also, gehen wir!»

«Geh voran, du sollst mir nicht entkommen!»

Kostantis zögerte und blickte zu Manolios hinüber.

«Geh', Kostantis, geh' heim in dein Haus, zu deinen Kindern, verlasse mich jetzt!»

Sie waren allein und gingen lange schweigend dahin.

«Panagiotaros», sagte Manolios endlich mit seiner milden, sanften Stimme, «hasst du mich wirklich so sehr, dass du meinen Tod verlangst? Was habe ich dir getan?»

«Sprich nicht in einem solchen Ton zu mir», murrte Panagiotaros, «du hast mir das Herz zerrissen.»

Wieder stieg die Gestalt der Witwe vor ihm auf — ihr perlendes Lachen, ihr roter voller Mund, die weissglänzenden Zähne, das honigblonde Haar, das liebliche Erbeben ihres Körpers. Seine Augen verdunkelten sich, er seufzte und war im Innersten zerstört.

«Wenn du tot bist, Manolios», sagte er, «werde ich mir das Leben nehmen. Ich lebe nur noch, um dich zu töten. Was bleibt mir dann, wofür zu leben es lohnte? Ein Pistolenschuss, und ich gehe geradewegs zur Hölle.»

Sie kamen ins Dorf. Die Glocke dröhnte, laute Rufe erschollen vom Markt. Alle Männer hatten sich vor des Agas Haus versammelt und schrien.

«Was rufen sie?» fragte Manolios und blieb stehen, um zu lauschen.

«Du wirst es noch erfahren! Beeile dich!»

Als Manolios auf dem Markt angekommen war und das Volk ihn zu Gesicht bekam, stürzten sie wie besessen auf ihn los, Panagiotaros trat vor ihn und breitete die Arme aus.

«Niemand darf ihn anrühren! Er gehört mir! Geduldet euch!»

«Dieb, Mörder, Bolschewik!» brüllte das Volk und drängte sich vor, um ihn in Stücke zu reissen.

Der Priester Grigoris sah ihn von weitem und lief wie ein Wahnsinniger auf ihn zu.

«Tötet ihn, Männer! Tod dem Geächteten!»

Doch das Tor öffnete sich, Panagiotaros versetzte Manolios einen Stoss, und sie gingen in des Agas Haus.

Der Aga sass mit untergeschlagenen Beinen in seinem Zimmer auf dem Kissen. Er trank und blickte in die glühenden Kohlen der kupferglänzenden Feuerpfanne, die eine behagliche Wärme verbreitete. Es roch nach Raki und Wurst, und der Aga schloss zufrieden die Augen.

Auf der Treppe liessen sich Schritte vernehmen, und der Aga hob den Kopf. Die Türe öffnete sich, Panagiotaros kam herein, schloss die Tür, verbeugte sich und trat etwas hinkend, aber stolz heran.

«Ich habe ihn gefangen, Aga. Er hatte sich mit seinen Leuten, etwa zwanzig Männern, alle wie Hunnen bewaffnet, im Garten verschanzt. Meine zwei Männer bekamen es mit der Angst! Schert euch weg ihr feigen Tröpfe!» sagte ich zu ihnen, ging allein vor und zog die Pistole. ‚Zurück, ihr Räuber!' schrie ich. ‚Ich bin Panagiotaros!' Als sie es hörten, liefen sie davon. Nur Manolios blieb. Im Namen der Wahrheit muss ich sagen, dass er der einzige war, der nicht davongelaufen ist. Ich ergriff ihn und bringe ihn nun her.»

«Gut gebrüllt, mein Löwe», sagte der Aga und lächelte unter dem frischgefärbten schwarzen Schnurrbart. «Du redest darauf los, doch dafür bis du ein Grieche, und deshalb lügst du auch... Aber bring' ihn herein jetzt, dass wir eine vergnügte Stunde haben.»

Panagiotaros packte Manolios beim Arm, versetzte ihm einen Knuff und stiess ihn hinein. Manolios verschränkte die Hände, stand ruhig vor dem Aga und wartete.

«Schliess' die Türe, Panagiotaros und bleibe draussen», befahl der Aga.

Der Aga füllte die Schale mit Raki, stürzte sie in einem einzigen Zuge hinunter, stopfte einen grossen Bissen Wurst in den Mund und zerkaute ihn bedächtig. Zufrieden schloss er die Augen zur Hälfte und blickte Manolios an.

«Höre, Manolios», sagte er. «Das ist das zweite Mal, dass du in meine Fänge gerätst, aber ich glaube, dieses Mal kommst du nicht heraus. Es sind viele grosse Verbrechen, die man dir zuschreibt, armer Kerl, du hast gestohlen, sagt man, hast gemordet, hast das Dorf in Brand gesteckt... ist das wahr?»

«Ja, Aga, es ist wahr.»

Der Aga runzelte die Stirn und geriet in Wut.

«Mache es nun nicht wie das erste Mal!» schrie er. «Spiele nicht den Heiligen, denn dann soll dich der Teufel holen, dass du es weisst. Du solltest stehlen, morden, das Dorf in Brand setzen? Das wirst du mich niemals glauben machen, Manolios.»

«Ich gebe mir den Anschein, Aga, fromm und unglücklich zu sein. Ich lehne mich gegen keinen Menschen auf, in mir selbst aber bin ich ein Teufel.»

Die Rufe auf dem Markt nahmen zu.

«Manolios! Manolios! Er soll des Todes sein!»

«Hörst du? Sie schreien, dass ich dich herausgeben soll, du kommst nicht lebend aus ihren Krallen, mach' nun deine Rechnung mit der Welt!»

«Das habe ich getan, Aga. Liefere mich aus. Nur um eines bitte ich dich: übergib ihnen keinen anderen. Die Leute von Sarakina haben recht, aber sie haben es nicht richtig angefasst. Ich wollte mit Gewalt vorgehen, und ich tat, was ich konnte. Ich bin der Schuldige, niemand sonst. Sie sind anständige Leute, Aga, ruhige, ehrliche, arbeitsame Leute.»

«Sie sind Bolschewiken, sagt man, sie wollen die Türkei in die Luft sprengen.»

«Glaube das nicht, Aga. Sie sind arm, sie wollen leben, in der Erde Wurzel fassen, sonst nichts.»

Der Aga griff sich an den Kopf. Das Zimmer begann sich vor ihm zu drehen.

«Ihr Griechen macht mich verrückt. Ich höre den einen, er hat recht, ich höre den andern, er hat auch recht; es dreht sich vor mir... Bei Allah, eines guten Tages werde ich euch alle packen und aufhängen, um Frieden zu bekommen.»

Wieder hörte man, jetzt wilder und immer wilder, die Schreie von unten.

«Manolios! Manolios! Gebt ihm den Tod!»

«Ich weiss, zum Teufel, nicht, was ich tun soll», murmelte der Aga. «Du tust mir leid, armer Kerl, denn du bist — wie gesagt — närrisch und fromm. Wie die Gluckhenne willst du mit deinen Fittichen Schmutz und Unsauberkeit der ganzen Welt zudecken. Du tust mir leid, aber wenn ich ihnen nicht den Willen tue, bekomme ich nur Scherereien. Wie soll ich es wissen, ob du ein Bolschewik bist, ob nicht? Dieser Teufelspriester, der das Volk aufhetzt und Staub aufwirbelt, er ist imstande, zum Pascha nach Smyrna zu fahren, um mich anzuzeigen. Dann fällt mein Kopf! Begreifst du das, Manolios? Versetz' dich in meine Lage! Was würdest du tun? Ist es nicht besser, ich liefere dich aus und lasse sie mit dir verfahren nach ihrem Gefallen, als dass Tag und Nacht über mir die Guillotine hängt? Sag, was du meinst; hab' ich recht?»

«Du hast recht, Aga, liefere mich aus.»

«Sag das nicht so ruhig, denn dann werde ich rasend. Sag', dass du Bolschewik bist, dass ich zornig werden und dich ausliefern kann, damit ich ruhig sein kann, dass ich nicht ein unschuldiges Lamm an die Wölfe ausgeliefert habe. Begreifst du, was ich will? Ich will Ruhe haben, der Teufel hole euch! Ich will Frieden haben vor dir und ihnen. Aber ich will keinen Unschuldigen auf meinem Gewissen haben... Begreifst du? Wenn du sagst, dass du ein Bolschewik bist, geht alles in Ordnung.»

«Ich bin ein Bolschewik, Aga», sagte Manolios. «Bist du nun zufrieden? Ich bin eine Gefahr für den Staat. Wenn ich es könnte, würde ich ihn in die Luft sprengen!»

«Mehr davon, mehr, meine Seele, blas' dich auf, so sehr du kannst, damit ich zornig werden kann!»

«Diese Welt ist unehrlich, Aga, ungerecht und gar nichts wert. Die Besten hungern und werden betrogen, die Schlechtesten essen und trinken und regieren, ohne Glauben, ohne Scham, ohne Liebe. Ich halte es nicht mehr aus. Ich will auf die Strasse gehen, mich auf die Märkte stellen, auf die Dächer steigen und rufen: ‚Kommt, ihr Ausgehungerten alle, ihr Uebervorteilten und Ehrlichen, wir wollen Feuer an die Erde legen und sie von allen Herren und Agas säubern!»

«Mehr, Manolios! Mehr! So ist es gut. Ich beginne wirklich zornig zu werden.»

«Ich wünschte die Kraft zu haben, Aga, aufzustehen und Aufruhr über die ganze Welt zu verkünden. Alle Menschen — weisse, schwarze, gelbe — zu einer einzigen allmächtigen Armee des Hungers hochzureissen, die in die verfaulten Staaten, die ehrlosen Paläste, die schamlosen Serails der Stadt eindringen und alles in Brand setzen kann. Aber ich bin zu schwach und zu gering, ein armes Nichts in einem verlorenen Dorf in der Tiefe Anatoliens, und meine Stimme ist ausserhalb Likovrisis und Sarakinas nicht zu hören. So stehe ich denn zwischen Likovrisi und Sarakina und rufe: ‚Erhebet euch ihr Brüder, zu den Waffen, Kameraden, wie lange wollen wir Sklaven sein! Wie lange wollen wir den Nacken beugen und stöhnen und sagen: Töte mich, Aga? Vorwärts, die Stunde ist gekommen, Freiheit oder Tod! Geben sie uns unser Recht nicht im Guten, so nehmen wir es uns mit dem Schwert! Sammelt ein Heer, geht hinab in das reiche, unehrliche Dorf, tötet alle, die sich euch widersetzen, setzt das Haus des alten Geizkragen Ladas in Brand, des Patriarcheas' Haus gehört euch! Geht hin und verschanzt euch darin!

Aber wenn ihr euch dort festgesetzt habt und stark geworden seid, dann erhebt euch und schlagt den Aga, dass er sich davonmacht von der griechischen Erde, jagt ihn zurück in sein Land...'»

Manolios kam nicht dazu, seinen Satz zu beenden. Schäumend vor Wut sprang der Aga auf, er packte Manolios im Nacken und schüttelte ihn wie von Sinnen; er warf ihn zu Boden, öffnete die Tür und versetzte ihm einen Tritt, dass er vor die Treppe rollte, dann lief er ihm nach, griff ihn wieder im Nacken, zog ihn auf den Hof hinaus und öffnete das Tor.

Die Menschen strömten herbei, erstarrten aber und blieben plötzlich stehen. Gelb vor Wut und mit Geifer vor dem Mund hielt Aga Manolios im Nacken, und hinter ihm erschien Panagiotaros mit seinem blauen geschwollenen Gesicht und lachte und winkte der Menge zu und gab Zeichen, dass sie näherkommen sollten. Als erster von allen stürzte der Priester Grigoris heran, er blieb mit ausgestreckten Armen stehen, bereit, Manolios zu packen.

Man hörte die heisere, wütende Stimme des Aga: «Nehmt ihn, schlagt ihn tot! Macht ihn zu Brei! Der Teufel hole euch alle!»

Und er warf die Pforte hinter sich zu, dass es dröhnte.

Als erster stürzte der Priester hinzu und packte Manolios an einer Schulter. Panagiotaros packte die andere, das Volk schrie und drängte sich um ihn, sie traten ihn und schleppten ihn zur Kirche. Die Nacht war hereingebrochen, es war kein Stern zu sehen. Schwarze Wolken hatten wieder den Himmel überzogen, weit im Westen flackerte Wetterleuchten auf und verlosch in der Ferne.

Sie gingen an der Platane vorüber. Der Lampenanzünder sprang voraus, er zog den grossen Schlüssel hervor und öffnete die Kirchentore weit. Das Volk strömte herein. Drei silberne Lampen brannten vor der Ikonostase, die eine vor dem Herrn Christus, die andere vor Panagia und die dritte vor Johannes, dem Täufer. All die anderen auf die Wände gemalten Märtyrer und Engel waren im Dunkel untergetaucht. Nur an der kleinen Tür zum Allerheiligsten glänzten die zwei grossen Schwingen des Erzengels Michael von Panagias Lampe erhellt, und seine Füsse leuchteten rot wie die eines Rebhuhns. Die Kirche duftete nach Wachs und Räucherwerk.

Der Priester Grigoris hatte Manolios jetzt im Nacken gepackt, er zog ihn bis zur Ikonostase, warf ihn mit einem Stoss zu Boden und brachte ihn dazu, vor dem Erzengel die Knie zu beugen. Er war so ungeduldig, so froh, sich rächen zu können, dass seine Worte nur ein verworrenes Brüllen waren.

Panagiotaros versetzte Manolios, der mit erhobenem Kopf kniete und ruhig und still auf die roten Füsse des Erzengels blickte, einen Tritt. Der alte Ladas schlängelte sich aus dem Haufen heran, näherte sich kichernd und spie ihn an. Die Leute kamen näher, sie drängten sich hinter Manolios, betrachteten ihn gierig und warteten ungeduldig und mit einem geheimen Grausen auf den Augenblick, da der Priester Grigoris ihnen das Zeichen geben würde, sich über ihn zu werfen. Sie leckten sich die Lippen, die Zunge klebte ihnen im Gaumen, als ob sie plötzlich von einem unerträglichen Durst gepackt wären.

Der Priester Grigoris ging in das Allerheiligste, er legte sich die goldgestickte Stola um, öffnete die kleine Tür in der Mitte der Ikonostase und blieb dort stehen. Unter den drei Lichtern leuchtete sein Gesicht streng und hart. Die Wunde auf der Stirn hatte sich wieder geöffnet, und der Bart war voll blutiger, roter Flecken.

Er gab Panagiotaros ein Zeichen. Dieser packte Manolios unter den Armen und warf ihn vor die Füsse des Priesters. Das Volk drängte noch näher heran, um sich nichts entgehen zu lassen.

«Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes», hörte man die tiefe Stimme des Priesters, als ob er eine Messe begänne.

«Amen», antworteten die Leute, und alle machten das Zeichen des Kreuzes. *(Fortsetzung folgt)*

(Fortsetzung folgt)

KADY BOUTIQUE
Die Fundgrube der gediegensten Geschenke

Gesellschaftsschule
Ecole de Savoir-vivre
KADY
Kursbeginn:
7. März bis 6. Juni je Donnerstagabend
19. April bis 5. Juli je Freitagabend
für Damen und Herren

KADY SERVICES
Fliegende Sekretärinnen
Baby-Sitters
Köchinnen stundenweise

Pfalzgasse 6 Telephon 23 37 87
Fortsetzung Rennweg-Lindenhof Zürich 1

SYNTEC
Der gute neuartige Topfreiniger auch praktisch für den Frühjahrsputz

Dank «Merkur»-Rabattmarken
33⅓% billiger reisen
denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.—
erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—
„MERKUR"
KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

STADTPOLIZEI ZÜRICH

Stadtpolizei Zürich

Bei der Kriminalabteilung des stadtzürcherischen Polizeikorps werden auf den 1. Juni 1963

Polizeiassistentinnen

angestellt. Die Monatsbesoldung beträgt während der sechsmonatigen Ausbildungszeit Fr. 909.—, nach der definitiven Anstellung Fr. 1016.— bis Fr. 1236.—. Pensionsversicherung. Für besondere Dienstleistungen wird eine monatliche Zulage ausgerichtet.

Bewerberinnen haben sich über Sekundarschulbildung und abgeschlossene Berufslehre oder Mittelschulbildung mit Abschluss (Handelsdiplom oder Matura) sowie über die Ausbildung an einer Schule für soziale Arbeit oder ein mehrjähriges Praktikum auf fürsorgerischem Gebiet auszuweisen. Erwünscht sind ferner bürotechnische Gewandtheit und Fremdsprachenkenntnisse.

Der Aufgabenbereich umfasst die Bearbeitung von Strafsachen auf dem Gebiet der Jugendkriminalität und bestimmter strafbarer Handlungen, bei denen Jugendliche oder Personen weiblichen Geschlechts beteiligt sind.

Der Polizeiinspektor, Amtshaus I, Bahnhofquai 3, Zürich 1, erteilt über die Obliegenheiten näheren Aufschluss.

Unverheiratete Bewerberinnen im Alter von 25—40 Jahren haben ihre handschriftliche Anmeldung mit Darlegung des Lebenslaufes, des Bildungsganges und der bisherigen Tätigkeit sowie mit Angabe von Referenzen bis 18. Februar 1963 dem Polizeiinspektorat der Stadt Zürich, Amtshaus I, Bahnhofquai 3, Zürich 1, unter Beilage von Zeugnisabschriften und einer Photographie einzureichen.

Zürich, 26. Januar 1963

Der Polizeivorstand der Stadt Zürich

Durch immer rascheren Wechsel der

Wollgarn-Mode

werden nächsten Herbst viele Farben unserer Kollektion durch neue ersetzt. Wir geben etwa

10 000 50 g-Strangen zu Fr. 1.25 ab!

(bisherige Verkaufspreise bis Fr. 2.35). Besonders empfehlen wir dies kinderreichen Familien und wohltätigen Institutionen, da es sich um allerbeste Qualitäten handelt!

Sockenwollen, dekatiert,
Pullover- und **Cabléwollen**
Bébéwollen, dekatiert
Schnellstrickwollen

Schreiben Sie uns und verlangen Sie Muster. **Beziehen Sie sich aber auf dieses Inserat,** sonst erhalten Sie unsere Musterkollektion zu normalen Preisen.

Hans Jakob & Co., Rüderswil
Das Vertrauenshaus im Emmental.

ST. MORITZ

Hotel Bellaval

Alkoholfrei

Schöne Zimmer mit fliessendem Wasser
Angenehmes Haus am See
Sehr gepflegte Küche

Jahresbetrieb Tel. (082) 3 32 45

STADTPOLIZEI ZÜRICH

Stadtpolizei Zürich

Bei der **Sicherheitspolizei** des stadtzürcherischen Polizeikorps werden auf den 1. Juni 1963

Polizeigehilfinnen

angestellt. Die Monatsbesoldung beträgt während der dreimonatigen Ausbildungszeit Fr. 857.—, nach der definitiven Anstellung Fr. 893.— bis Fr. 1089.—. Pensionsversicherung. Dienstuniform. Extradienstleistungen werden zusätzlich entschädigt.

Bewerberinnen haben sich über Sekundarschulbildung und abgeschlossene kaufmännische Lehre oder eine gleichwertige Ausbildung auszuweisen. Der Besitz des Führerausweises für Motorfahrzeuge ist Bedingung. Erwünscht sind ferner Fremdsprachenkenntnisse.

Der Aufgabenbereich umfasst die Verkehrsregelung in geschlossenen Verkehrskanzeln und die Erledigung von administrativen Arbeiten im Innendienst.

Der Polizeiinspektor, Amtshaus I, Bahnhofquai 3, Zürich 1, erteilt über die Obliegenheiten näheren Aufschluss.

Bewerberinnen im Alter von 21—35 Jahren haben ihre handschriftliche Anmeldung mit Darlegung des Lebenslaufes, des Bildungsganges und der bisherigen Tätigkeit sowie mit Angabe von Referenzen bis 18. Februar 1963 dem Polizeiinspektor der Stadt Zürich, Amtshaus I, Bahnhofquai 3, Zürich 1, unter Beilage von Zeugnisabschriften und einer Photographie einzureichen.

Zürich, 26. Januar 1963

Der Polizeivorstand der Stadt Zürich

KAFFEE ist seit über 50 Jahren unsere Spezialität!

«FINITA»-Kaffee mit Zusatz
ist eine fixfertige Mischung aus feinstem Bohnenkaffee und bekömmlichen Zusätzen

KAFFEE Roh- und Röstkaffee
Kaffee, coffeinfrei
Sofort-Kaffee (vollöslich)

Kaffee-Zusätze:
Cichorien, Feigen, Essenz

Kakao
Allein zu beziehen bei
F. Hauser-Vettiger & Sohn
Kaffee-Rösterei «Linthof»
Gegründet: 1910 **Näfels Tel. (058) 4 40 38**

Noch nicht alt...

doch nicht mehr jung!

Gerade in dieser Zeit, den «kritischen Jahren», sollten Sie FRAUENGOLD nehmen. Sie werden erstaunt sein, wie dieses Nerven- und Kreislauftonikum die Umstellung erleichtert und wirksam hilft, viele Störungen wie Unregelmässigkeiten, Stauungen, Gereiztheit, nervöse Unruhe und Hitzewallungen, Schwindelgefühl u. Schlaflosigkeit zu überwinden. FRAUENGOLD-Flaschen zu Fr. 6.75, 12.50 und 22.75 in den Apotheken und Drogerien.

Frauengold

Wie ersetzen Sie den Bohnenkaffee in idealer Weise?

Mit PIONIER Frucht- und Getreidekaffee! Er bereitet Genuss wie echter Kaffee. Sogar abends dürfen Sie ihn trinken. Die Kinder sind stolz, mithalten zu können. «PIONIER-gemahlen» ist doppelt so ausgiebig wie Bohnenkaffee, «PIONIER-Extrakt» ebenso ausgiebig wie Schnellkaffee. «PIONIER» hilft Ihnen viel einsparen, denn 400 g «PIONIER-gemahlen» (150 Tassen) kosten nur Fr. 1.80 m. R. und 50 g «PIONIER-Extrakt» (33 Tassen) bloss Fr. 1.30 m. R. In Reform- und Diätgeschäften.

PIONIER Frucht- und Getreidekaffee

Mehr als nur Kaffee-Maschine ist die

OSSWALD AUTOMATIC

Braut einen ausgezeichneten, satzfreien, aromareinen, Ihrer Gesundheit zuträglichen Kaffee. Hält den Kaffee dank der eingebauten Wärmeplatte trinkheiss, solange Sie wollen. Die einzige Maschine, die gleichzeitig für Tee, Grog etc. verwendet werden kann. Lieferung durch alle guten Fachgeschäfte. Prospekte durch

E. OSSWALD / ZÜRICH / KREUZPLATZ 16 / TELEFON 051. 32 73 17

KARL HUBER ZÜRICH
Fahrender Teppich- und Matratzen-Klopfservice. Telephon (051) 52 55 28
klopft vor Ihrem Hause rasch, schonend und wirklich sauber - Hotelservice in der ganzen Schweiz
Eigene Teppichwäscherei, Mottenschutz mit dreijähriger Garantie Teppichreparaturen
Spezialität: Spannteppichreinigung an Ort und Stelle

Das Schweizer Frauenblatt

wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen

---

UNTERRICHT UND ERZIEHUNG

ENGLAND

Das ganze Jahr gute Stellen für Haustöchter und Kinderschwestern durch Mrs. Weigan, London. Jeden Monat begleitete Reisen und Betreuung in England.
Agentur Zürich: Frau D. Strahm, Schauchzerstrasse 70, Zürich 6, Tel. (051) 26 25 23.

Das gute Besteck ...von SCHÄR

Messerwaren und Bestecke

Bahnhofstrasse 31, Zürich
Tel. 23 95 82

---

hugo peters

„Récamier", eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt - mit und ohne Bettzeugraum.
Bettstatt Fr 740.
Modelle ab Fr 98.-
Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: — mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.

Bellevuehaus, Limmatquai 3 Telephon 24 73 79

hugo peters ZÜRICH LIMMATQUAI 3

Zürich *Institut* **Minerva**

Handelsschule — Vorbereitung:
Arztgehilfinnenschule — **Maturität ETH**

Hiltl's «Vegi»
Seit 60 Jahren ein Begriff
Eigene Konditorei
Vegetarisches Restaurant, Tea-Room, Sihlstrasse 26, Zürich

Ein schönes Geschenk

welches der Empfängerin während eines ganzen Jahres immer wieder neue Freude bereitet, ist ein Abonnement auf das

Schweizer Frauenblatt

Es ist das Geschenk von Frau zu Frau

Die Unterzeichnete bestellt:

.....Geschenkabonnement Fr. 12.50 (Vorzugspreis für unsere Abonnentinnen)

.....Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80

.....Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—

auf eigenen Namen .....

als Geschenk an .....

.....

Genaue Adresse des Bestellers .....

.....

Bitte ausschneiden und an «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden

Die Beschenkte erhält auf den von Ihnen gewünschten Tag die letzte Ausgabe und einen Geschenkgutschein

Schweizer Frauenblatt
Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Geschenk-abonnement

Tee... einmal anders: gut, erfrischend, gesund und von allen geschätzt!

Versuchen Sie dieses fruchtige Getränk aus Schweizer Aepfeln

Gegen Einsendung dieses Gutscheines erhalten Sie gratis eine Musterpackung VOLG-Apfeltee (SF1)

Name: .....

Strasse: .....

Wohnort: .....

Bestellungen an:

VOLG

Winterthur Telephon (052) 8 22 11